

KARL OVE KNAUSGÅRD

Leseprobe

Karl Ove Knausgård

Kämpfen

Roman

KÄMPFEN

Roman Luchterhand

»Ganz egal, ob auf Internet-Stammtisch-Niveau oder im Feuilleton: Knausgård wühlt auf. Knausgård erzürnt und begeistert.« *Julia Kospach / trend*

Bestellen Sie mit einem Klick für 29,00 €



Seiten: 1280

Erscheinungstermin: 22. Mai 2017

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

Inhalte

- Buch lesen
- Mehr zum Autor

Zum Buch

Die Rücksichtslosigkeit anderen – aber vor allem sich selbst gegenüber. Die Radikalität des Ansatzes. Die schwindelerregenden Wechsel zwischen kleinsten Details und großen Gedanken. Die essayistischen Passagen zu Themen der Kunst- und Literaturgeschichte. Und diesmal auch: die berührende Schilderung einer Krankheit und Ehekrise.

In „Kämpfen“, dem fulminanten Abschluss des sechsbändigen autobiographischen Projektes von Karl Ove Knausgård, findet sich alles, was schon die ersten fünf Bände zu einem Ereignis machte, und geht noch einmal weit darüber hinaus. Geschrieben nach dem sensationellen Erfolg der Vorgängerbände in Norwegen, dem darauf folgenden Skandal auf Grund der Preisgabe von vermeintlich Intimem, radikalisiert Knausgård seine schonungslose Methode noch einmal und treibt sie bis zu einer äußersten Schmerzgrenze. Ein künstlerischer Triumph, ein Vordringen zum Kern des Menschlichen zu Beginn des 21. Jahrhunderts.



Autor

Karl Ove Knausgård

Karl Ove Knausgård wurde 1968 geboren und gilt als wichtigster norwegischer Autor der Gegenwart. Als erster Debütant überhaupt bekam er den Norwegischen Kritikerpreis verliehen. Die Romane

KARL OVE KNAUSGÅRD
Kämpfen

KARL OVE KNAUSGÅRD

Kämpfen

ROMAN

Aus dem Norwegischen
von Paul Berf
und Ulrich Sonnenberg

Luchterhand

TEIL EINS

MITTE SEPTEMBER 2009 FUHR ICH ZU Thomas' und Maries kleinem Landhaus zwischen Höganäs und Mölle, er sollte für die nächsten Romane Fotos von mir machen. Ich hatte ein Auto gemietet, einen schwarzen Audi, und fuhr mit einem starken Glücksgefühl in der Brust vormittags auf der vierspurigen Autobahn Richtung Norden. Der Himmel war vollkommen klar und blau, die Sonne brannte wie im Sommer. Links blinkte der Öresund, rechts breiteten sich gelbe Stoppelfelder und durch Zäune getrennte Weideflächen aus, Bäche, an denen Laubbäume wuchsen, plötzliche Waldränder. Ich hatte das Gefühl, als gäbe es diesen Tag eigentlich gar nicht, er stand wie eine Oase des Sommers inmitten dieser fahlen Herbstlandschaft; und dadurch, dass es eigentlich nicht so sein sollte, dass die Sonne nicht so heftig brennen und der Himmel nicht so gesättigt von Licht sein sollte, spürte ich trotz der Freude eine Unruhe in mir aufsteigen, verdrängte den Gedanken allerdings in der Hoffnung, dass dieses Gefühl von allein verschwinden würde, und sang stattdessen beim Refrain von Cat People mit, der aus der Stereoanlage kam, und genoss den Anblick der Stadt, die links von mir auftauchte, die Hafenkranen, die Fabrikschornsteine, die Lagerhäuser. Es waren die Ausläufer von Landskrona, an denen ich vorbeifuhr, genau wie ich vor einigen Minuten an Barsebäck mit der charakteristischen und immer etwas erschreckenden Silhouette des Atomkraftwerks in der Ferne vorbeigefahren war. Die nächste Stadt war Helsingborg, und das Landhaus, zu dem ich wollte, lag zehn, zwanzig Kilometer außerhalb der Stadt.

Ich war spät dran. Erst hatte ich lange in dem großen kühlen Auto im Parkhaus gesessen, weil ich nicht wusste, wie ich es anlassen sollte; und ich *konnte* einfach nicht ins Büro der Mietwagenfirma gehen und sie fragen, ich hatte Angst, dass sie mir den Wagen wegnehmen würden, wenn ich eine derart umfassende Unkenntnis verriet, also schlug ich im Handbuch nach, blätterte vor

und zurück, aber dort stand nichts über das Anlassen des Motors. Ich untersuchte das Instrumentenbrett, danach den Zündschlüssel, bei dem es sich nicht um einen Schlüssel handelte, sondern nur um eine schwarze Plastikscheibe. Ich hatte den Wagen geöffnet, indem ich auf die Scheibe drückte, und überlegte nun, ob man das Auto mit einem ähnlichen System starten konnte. An der Lenkradsäule gab es jedenfalls kein Zündschloss. Aber das da? War das nicht ein Spalt.

Ich steckte die schwarze Plastikscheibe hinein, und das Auto sprang an. Die nächste halbe Stunde fuhr ich durchs Zentrum von Malmö und suchte nach der richtigen Ausfallstraße. Als ich endlich die Autobahn erreichte, hatte ich beinahe eine Stunde Verspätung.

Als Landskrona hinter dem Höhenzug verschwunden war, tastete ich nach dem Handy auf dem Beifahrersitz, fand es und gab die Nummer von Geir A. ein. Er hatte mich seinerzeit mit Thomas bekannt gemacht, sie hatten sich in einem Boxclub kennengelernt, als Thomas an einem Fotobildband übers Boxen arbeitete und Geir eine Abhandlung über dasselbe Thema schrieb. Sie waren ein ungleiches Paar, um es vorsichtig auszudrücken, hatten aber großen Respekt voreinander.

»Hallo, mein Junge«, sagte Geir.

»Ja, hallo«, sagte ich. »Würdest du mir einen Gefallen tun?«

»Natürlich.«

»Kannst du Thomas anrufen und ihm sagen, dass ich eine Stunde später komme.«

»Natürlich. Aber du bist auf dem Weg, oder?«

»Ja.«

»Klingt gut.«

»Es ist fantastisch, eine Abwechslung. Aber jetzt muss ich einen Lastwagen überholen.«

»Na und?«

»Ich kann nicht gleichzeitig telefonieren.«

»Deine Fähigkeiten, Dinge gleichzeitig zu tun, wären mal eine Studie wert. Aber okay, bis bald.«

Ich beendete das Gespräch, schaltete einen Gang runter und fuhr an dem langen weißen Lastwagen vorbei, der im Wind leicht schau-

kelte. In diesem Sommer hatte ich die ganze Familie nach Koster gefahren, und auf dem Weg dorthin war es beinahe zu zwei Unfällen gekommen, beim ersten Mal war es Aquaplaning bei hohem Tempo gewesen, das hätte richtig böß ausgehen können, beim zweiten Mal war es nicht so schlimm, aber genauso erschreckend gewesen; in einer Schlange vor Göteborg musste ich die Spur wechseln und sah das von hinten kommende Auto nicht; ich entging einem Zusammenstoß nur, weil der andere Fahrer so schnell bremste. Das anschließende wütende Hupen schnitt mir direkt in die Seele. Seitdem hatte ich beim Fahren immer ein ungutes Gefühl, die Angst fuhr irgendwie mit, was vermutlich gesund war, aber dennoch, selbst einen Lastwagen zu überholen, brachte mich aus der Fassung, ich musste mich zwingen, es zu tun; und nach so einer Fahrt war ich immer einige Tage vollkommen fertig, als wäre ich betrunken gewesen. Dass ich den Führerschein gemacht hatte und tatsächlich fahren durfte, interessierte die Seele nicht, sie hing hinterher und lebte noch immer in der Zeit, in der einer meiner großen und immer wiederkehrenden Alpträume davon handelte, dass ich mich in ein Auto setzte und losfuhr, ohne es zu können. Voller Angst, die Polizei könnte kommen, während ich auf den kurvenreichen norwegischen Straßen unterwegs war, schlief ich in irgendeinem Bett, das Kopfkissen und die obere Hälfte der Bettdecke nassgeschwitzt.

Ich bog von der Autobahn auf die schmalere Reichsstraße nach Höganäs ab. Draußen war es sichtlich heiß, es lag an der Fülle des Lichts, dem gleichsam verschleierten Himmel und diesem weichen Glitzern, das die Sonnenstrahlen über alles streuten. Es war, als stünde die Welt offen und vibrierte.

Zehn Minuten später fuhr ich auf den Parkplatz eines Supermarkts, hielt und stieg aus. Oh, es gab einen Sog in dieser Luft. Sie enthielt das Blau des Meeres, war aber nicht so heiß wie die Luft im Sommer, es lag ein Hauch von Kühle und Ruhe darin. Als ich über den Asphalt auf den Supermarkt und dessen schlaff herunterhängende Fahnen zuing, erinnerte mich die Luft an das Gefühl, das ich jedes Mal hatte, wenn ich an einem glühend heißen Sommertag in einer italienischen Stadt mit der Hand über eine Marmorfläche strich, an diese ebenso subtile wie überraschende Kühle.

Ich kaufte ein Körbchen mit Himbeeren als Geschenk, für mich eine Packung Zigaretten und ein Päckchen Kaugummi, stellte den Korb auf den Beifahrersitz und fuhr das letzte Stück. Nur hundert Meter nach dem Supermarkt führte die Straße hinunter zum Meer, sie war schmal und wurde von den Hecken kleiner weißgestrichener Ferienhäuser gesäumt. Thomas und Marie wohnten ganz am Ende der Straße, mit dem Meer im Westen und einer großen grünen Wiese im Osten.

Als ich die Wagentür zuschlug, kam Thomas mir barfuß über den Rasen entgegen. Er umarmte mich, einer der wenigen Menschen, die das tun konnten, ohne dass es etwas Intimes hatte. Warum, wusste ich nicht. Vielleicht kam es einfach daher, weil er fünfzehn Jahre älter war als ich, und obwohl wir uns nicht sonderlich gut kannten, verhielt er sich mir gegenüber immer sehr freundlich.

»Hallo, Karl Ove«, sagte er.

»Lange her«, meinte ich. »Was für ein fantastischer Tag!«

Wir gingen über den Rasen. Die Luft stand vollkommen still, die Bäume standen vollkommen still, die Sonne hing über dem Meer und schickte ihre glühenden Strahlen über die Landschaft. Und dennoch, die ganze Zeit über dieses Gefühl von Kühle. Es war lange her, dass ich eine solche Ruhe empfunden hatte.

»Möchtest du einen Kaffee?«, fragte Thomas, als wir an der Rückseite des Hauses stehen blieben, an die er im Sommer des vergangenen Jahres eine Holzterrasse gebaut hatte, wie das Deck eines Schiffs war sie, von der Hauswand bis zu der dichten, vollkommen undurchdringlichen Hecke, deren regloser Schatten sich ein paar Meter in den Garten erstreckte.

»Gern«, antwortete ich.

»Setz dich doch.«

Ich nahm Platz, setzte die Sonnenbrille auf, legte den Kopf in den Nacken, um so viel Sonne wie möglich abzubekommen, und zündete mir eine Zigarette an, während Thomas in der kleinen Küche am Wasserhahn einen Kessel mit Wasser füllte.

Marie kam heraus. Sie hatte ihre Sonnenbrille auf die Stirn geschoben und musste deshalb blinzeln. Ich sagte, ich hätte heute Morgen in *Dagens Nyheter* etwas über sie gelesen, es war ein Arti-

kel über eine Kunstdebatte, an der sie beteiligt war. Ich konnte mich nicht mehr erinnern, was da genau über sie gestanden hatte, obwohl ich mich anstrengte, aber glücklicherweise fragte sie nicht nach, sondern sagte nur, dass sie es sich in der Bibliothek anschauen würde, sie wäre ohnehin auf dem Weg dorthin.

»Ist dein Buch schon erschienen?«, erkundigte sie sich.

»Nein. Es kommt am Samstag heraus.«

»Wie aufregend!«, sagte sie.

»Ja«, bestätigte ich.

»Wir sehen uns später«, verabschiedete sie sich. »Du bleibst doch zum Mittagessen, oder?«

»Sehr gern«, sagte ich lächelnd. »Ich habe übrigens Lindas Manuskript dabei. Ich gebe es dir nachher.«

Marie hatte als Mentorin an der Schreibschule von Biskops-Ärnö gearbeitet und sich bereit erklärt, ein Manuskript mit Erzählungen zu lesen, das Linda gerade beendet hatte.

»Gut«, sagte sie und ging wieder hinein. Kurz darauf wurde auf der anderen Seite des Hauses ein Auto angelassen. Thomas kam mit zwei Kaffeetassen und einem Tablett mit Muffins heraus. Er setzte sich, wir unterhielten uns ein bisschen, er holte die Kamera und schoss ein paar Fotos, während wir weiter über etwas ganz anderes plauderten. Als ich das letzte Mal bei ihnen gewesen war, hatte er Proust gelesen, und nun erzählte er mir, dass er immer noch dabei war; kurz bevor ich kam, hätte er hier gesessen und vom Tod der Großmutter gelesen. Das ist eine der schönsten Stellen, sagte ich. Ja, erwiderte er und stand auf, um Fotos aus einem anderen Winkel zu machen. Ich dachte an die wenigen Dinge, an die ich mich noch erinnern konnte. Der Tod der Großmutter kam wie aus dem Nichts. Eben war sie noch in einen Wagen gestiegen, der sie durch den Jardin du Luxembourg fahren sollte, im nächsten Augenblick hatte sie einen Herzanfall bekommen, an dem sie wenige Stunden später starb. Oder war es einige Tage später? Das Haus voller Ärzte, der alles verzehrende Kummer, der die Stimmung in der ersten Phase des Kummers prägt, wenn die Apathie noch von der Unruhe gestört wird, die die Hoffnung gibt. Alles geschieht so plötzlich, die Bestürzung darüber.

»Gut«, sagte Thomas. »Was hältst du davon, den Stuhl dort an die Hecke zu stellen?«

Ich tat, was er vorschlug. Dann ging er ins Haus, um sich die Fotos im Schatten anzusehen. Ich holte mir Kaffee aus der Küche und warf im Vorbeigehen einen Blick auf die Bilder, die er anklickte.

»Die sind gut«, sagte er. »Also, wenn du nichts dagegen hast, dich mit einer etwas zu langen Nase zu zeigen.«

Ich lächelte und ging wieder nach draußen. Thomas war nicht darauf aus, mich gut aussehen zu lassen, er wollte auch keinen bestimmten Ausdruck einfangen, sondern ich begriff, dass er auf das Gegenteil aus war, er wollte mich so fotografieren, wie ich aussah, wenn ich mich vollkommen entspannte und in keiner Weise anstrengte.

Er kam ohne Kamera heraus und setzte sich in die Sonne.

»Sind wir fertig?«, wollte ich wissen.

»Ja«, sagte er. »Sieht gut aus. Möglicherweise mache ich später noch ein paar Fotos von dir in voller Größe.«

»Gut«, erwiderte ich.

Von der anderen Seite der Hecke waren gedämpfte Stimmen zu hören. Ich legte die Beine übereinander und schaute in den Himmel. Er war vollkommen wolkenfrei.

»Ich war im Krankenhaus und habe einen meiner besten Freunde besucht, bevor wir hier hergefahren sind«, erzählte er. »Er hat sich den Hals gebrochen.«

»Grauenhaft«, meinte ich.

»Ja. Er wurde bei Gullmarsplan gefunden. Niemand weiß, was passiert ist, er lag einfach da.«

»Ist er bei Bewusstsein?«

»Ja. Er kann reden und ist vollkommen klar. Aber er erinnert sich an nichts. Er hat auch keine Ahnung, was er am Gullmarsplan wollte.«

»War Alkohol im Spiel?«

»Nein, nein, überhaupt nicht. Er hat eine Krankheit. Ihm sind ähnliche Dinge schon früher passiert, einmal ist ihm in der Wohnung schwindlig geworden, und er ist aufgewacht, ohne zu wissen, wo er war. Aber diesmal hat es weit größere Konsequenzen. Ich glaube nicht, dass er es schafft.«

Ich wusste nicht, was ich sagen sollte, und nickte. Eine Weile saßen wir wortlos da. Thomas sah mich an.

»Wollen wir ein bisschen spazieren gehen?«

»Können wir machen«, sagte ich.

Drei Minuten später schloss er die Pforte hinter sich, und wir gingen über die gemähten Felder, die zu dem steinigen Strand und den Wellen, die dort ans Ufer schlugen, hinunterführten. Ein paar Kühe mit langen Hörnern standen auf einem kleinen Hügel und glotzten uns an. Obwohl in nur fünfzig Meter Entfernung ein Haus stand und dahinter eine befahrene Straße lag, hatte ich das Gefühl, als gingen wir über eine öde Heide. Vielleicht lag es am Meer, es war ungewohnt, dass die Weide bis ganz zum Strand reichte. Normalerweise war das in dieser Gegend das teuerste Stück Land, das man eigentlich nicht als Weide nutzte.

»Dort oben gibt es Stellungen aus dem Krieg«, meinte Thomas und zeigte auf einige niedrige Betonkonstruktionen, die ein Stück entfernt standen. »Du weißt ja, Dänemark ist hier sehr nahe.«

»Die gab es auch dort, wo ich aufgewachsen bin«, sagte ich. »Aber die waren von den Deutschen.«

»Wirklich?« Er hob die Kamera und fotografierte mich im Profil, mit dem Meer als Hintergrund.

»Wir haben dort gespielt, als ich klein war«, meinte ich. »Vor allem die Bunker im Wald waren spannend. Allein, dass sie noch standen! Es war Ende der Siebziger. Da war der Krieg ja schon über dreißig Jahre vorbei.«

Der Wind war hier im Freien kräftiger, doch die Wellen, die auf den Strand trafen, waren flach und schwach. Die Kühe hatten wieder angefangen zu fressen. Überall lagen Kuhfladen, einige waren weich und feucht, andere trocken und hart.

»Dort drüben gibt's eine Seltenheit«, sagte Thomas und deutete auf einen kleinen Tümpel, der in einer moorartigen Umgebung aus Schilf und Moos lag, vor dem Meer durch eine Erhöhung geschützt. »Siehst du den Teich dort drüben?«

Ich nickte.

»Dort lebt ein Frosch, den es nirgendwo sonst in Schweden gibt. Er lebt nur hier. In diesem kleinen Teich.«

»Tatsächlich?«

»Ja. Es gibt ihn wohl auch in Finnland. Glockenfrosch heißt er. Wenn wir Glück haben, können wir ihn hören. Sie klingen wie kleine Glöckchen. Ich habe es mal im Radio gehört, als sie das Geräusch von unseren hier mit denen aus Finnland verglichen haben. Horchen wir mal.«

Wir blieben vor dem kleinen See stehen. Nicht ein Ton war zu hören, nur der Wind, der auf die Ohren drückte, und das leise Rauschen des Meeres.

»Nein«, sagte er. »Sie quaken nicht jedes Mal. Es werden auch immer weniger. Früher, ja, es ist noch gar nicht so lange her, war die ganze Gegend hier ein See. Dann wurden in der Nähe Häuser gebaut, und der Grundwasserspiegel sank.«

»Wie kommt es, dass es sie nur hier gibt?«

»Keine Ahnung. Vermutlich gab es sie auch anderswo, und dann sind sie ausgestorben, abgesehen von diesem See, wo die Bedingungen für sie besonders gut zu sein scheinen.«

»Eigenartig.«

»Ja. Schade, dass du sie nicht hören kannst! Es hört sich wirklich besonders an.«

Wir gingen weiter zu einem Ort, der früher einmal ein kleines Fischerdorf gewesen war, jetzt standen hier Ferienhäuser. Alle alten Häuser waren renoviert, alle Gärten hübsch auf diese peinlich akkurate Art, in den Einfahrten standen neue, glänzende Autos. Wir folgten der Straße und saßen schon bald wieder in dem kleinen Garten hinter dem Haus, den wir vor einer Stunde verlassen hatten. Thomas kochte noch einen Kaffee, Marie bereitete die Mahlzeit vor.

Beim Essen, es gab Omelett, Bratkartoffeln, Brot und Bier, redeten wir über Jon Fosse. Marie übersetzte seine Dramen ins Schwedische und war gerade mit einem Stück fertig geworden, das im Spätherbst am *Dramaten* inszeniert werden sollte. Fosse ist ein Schriftsteller, der die Welt zunächst beschrieben hat, wie sie ist, seine ersten Romane mit ihren kleinen, unvermeidlichen Dingen und Verhältnissen voller Neurosen und Ängste sind ein sozialrealistischer Albtraum, nun beschreibt er die Welt, wie sie eigentlich ist, dun-

kel und offen. Die Entwicklungslinie in seinem Werk verläuft von der Welt, wie sie in einem Einzelnen sein kann, zu der Welt, wie sie zwischen uns ist. Daraus folgt die Hinwendung zu Gott und dem Göttlichen. Alle, die sich mit den Bedingungen der Existenz auseinandersetzen, landen früher oder später genau da. Das Menschliche hat eine innere und eine äußere Grenze, und dazwischen liegt die Kultur, in der wir für uns selbst sichtbar werden. Bei Fosse ist diese Grenze vage und so gut wie unbestimmbar, offen für die äußerlichen Kräfte, den Wind und die Dunkelheit, die in den Menschen, über die er schreibt, gleichsam ansteigen und absinken. Darin haben sie etwas Vormodernes an sich, denn Fosses Menschen stehen außerhalb all dessen, womit wir uns die Zeit vertreiben, all den Zeitungen, den Fernsehprogrammen, dem ganzen Wirbel aus Politik, Nachrichten, Klatsch und Prominenten, die unsere Welt ausmachen, jedenfalls meine. Die Einfachheit in seinen späteren Werken lässt einige von Minimalismus sprechen, im Zusammenhang mit der Dunkelheit wird Beckett erwähnt, doch es gibt nichts Minimalistisches bei Fosse, es ist existenzialistisch und hat nichts mit Beckett zu tun, denn Beckett ist hart, ironisch und ohne Hoffnung, die Dunkelheit bei ihm ist kalt und voller Gelächter, während die Dunkelheit bei Fosse warm, trostbehaftet und ohne Gelächter ist. Vielleicht weil er aus dem Inneren dorthin gelangt und nicht wie Beckett den anderen Weg geht?

Nichts davon konnte ich Thomas und Marie erklären, denn zu dem größten Teil dessen, was ich an Literatur lese und an Kunst sehe, verhalte ich mich, verschwende aber keinen weiteren Gedanken mehr daran. Fosse ist so und so, Beckett ist so und so, das weiß ich, aber damit hat es sich auch.

»Wie lief es eigentlich mit deinem Onkel?«, erkundigte sich Thomas. »Ist er noch immer so sauer? Du hast beim letzten Mal erzählt, dass er dich gerichtlich belangen will?«

»Es gibt noch nichts Neues«, sagte ich. »Das Buch ist in Druck, wenn es also zu einem Verfahren kommt, dann erst nach Erscheinen. Er droht auch damit, sich an die Presse zu wenden. Davor habe ich eigentlich am meisten Angst. Dass die davon Wind bekommen.«

»Wenn er nicht will, dass irgendjemand liest, was du geschrie-

ben hast, dann ist es doch nicht besonders klug, das Ganze in die Zeitung zu bringen«, sagte Marie und führte die Gabel zum Mund.
»Oder?«

»Nein, aber vernünftig ist an der Sache sowieso nichts mehr.«
Ich schob den Teller beiseite und lehnte mich zurück.

»Vielen Dank«, sagte ich. »Das war gut.«

Ich hätte gern eine Zigarette geraucht, wartete aber, bis sie fertig waren.

Thomas hob den Kopf und sah mich an.

»Du kannst gerne rauchen, wenn du willst.«

»Danke«, sagte ich, zündete mir eine Zigarette an und blickte auf den dunkelblauen Streifen Meer über der grünen Hecke, der bis zum Horizont schimmerte, wo das Sonnenlicht alles auswischte wie eine Bombe und der Himmel aufstieg, der im Dunst heller schien.

Es war ein richtig schöner Tag.

Sie begannen abzuräumen, ich legte die Zigarette in den Aschenbecher und half ihnen, stellte die Teller auf die Spüle neben Marie, die abwaschen wollte. Sie war fast sechzig Jahre alt, aber sie wirkte erheblich jünger, wie so viele, die schreiben; nur hin und wieder, in kurzen Momenten, sah man ihrem Gesicht das Alter an. Man könnte meinen, dass der Eindruck von einem Gesicht und ein Gesicht zwei verschiedene, ineinander verwobene Größen sind, ungefähr so wie bei diesen Zeichnungen, die eine Sache darstellen, wenn man sich die Schattenpartien ansieht, und eine andere, wenn man die anderen Bereiche des Blattes betrachtet, abgesehen davon, dass ein Gesicht unendlich viel komplexer ist. Nicht nur, dass es sich von einer Stunde zur nächsten verändert, je nachdem, welchen Stimmungen es ausgesetzt ist, sondern auch von Jahr zu Jahr, je nachdem, welche Beziehung man dazu hat. Das Gesicht meiner Mutter zum Beispiel ist für mich meist unverändert, ich sehe »Mutter«, wie sie immer gewesen ist; wenn sie den Kopf ein wenig dreht, sehe ich aber plötzlich zu meinem Entsetzen, dass sie jetzt ein alter Mensch ist, eine Frau, die bald siebzig wird und vielleicht nicht mehr als noch zehn Jahre zu leben hat. Dann dreht sie sich wieder um und sagt etwas, und alles, was ich sehe, ist wiederum »Mutter«.

Ich setzte mich nach draußen, die Zigarette brannte noch, ich

steckte sie in den Mund und zog so fest, dass der Filter heiß wurde, blickte erst zum Himmel hinauf, dann zu Thomas, der mit den Himbeeren in den Händen herauskam.

»Früher konnte wir hier Nachtigallen hören«, sagte er und setzte sich auf die andere Seite des Tisches. »Es ist erst ein paar Jahre her.«

»Was ist passiert?«

Er zuckte mit den Achseln.

»Sie sind einfach verschwunden.«

Als ich eine Stunde später nach Hause fuhr, die Sonne stand auf der anderen Seite des Sundes tief über Dänemark, dachte ich an die verschwundenen Nachtigallen. Es war ein perfekter Anfang für den Roman, den ich schreiben wollte, wenn ich *Min kamp* beendet hatte. Ein älterer Mann, des Lebens müde, schlurft durch seinen Garten auf Gotland, sitzt im Schatten und liest, unternimmt lange Spaziergänge im Wald oder auf den endlosen Stränden und geht jeden Abend früh zu Bett. Es ist Sommer, am Tag brennt die Sonne, die Vegetation ist trocken und versengt, er ist ganz allein, kein Mensch ist in der Nähe. Da sitzt er und denkt an eine Unterhaltung, die er vor mehr als dreißig Jahren einmal geführt hat, in der Sonne auf einem Landsitz am Ufer des Öresunds, als sein Freund Thomas, der wie so viele alte Freunde tot ist, anfang, über verschwundene Nachtigallen zu reden. Es war das erste Mal, dass er davon hörte. Kurz darauf sah er im Fernsehen einen Dokumentarfilm über verschwundene Bienen in den USA. Sie waren einfach von einem Tag auf den anderen fort, niemand wusste, wo sie geblieben waren, ob sie sich neue Aufenthaltsorte gesucht hatten oder ganz einfach ausgestorben waren. Eines Sonntags, als er in dem großen Buchenwald außerhalb der Stadt, in der er wohnte, mit seiner Familie spazieren ging, sahen sie mehrere hundert tote Fledermäuse, die auf der Erde lagen. In den Zeitungen las man von ähnlichen Fällen, große Vogelschwärme fielen vom Himmel, enorme Mengen an Fischen trieben tot an der Meeresoberfläche. Etwas geschah in der Welt, niemand wusste, was es war. Könnte es sich bei den Fischen um einen Vulkanausbruch unter Wasser gehandelt haben, um Gase, die aufgestiegen waren und sie getötet hatten? Oder gab es mensch-

liche Ursachen? War es bei den Vögeln eine Krankheit, die sich unter ihnen ausgebreitet hatte? Aber warum fielen sie alle gleichzeitig vom Himmel? Könnte es sich um eine Art Stress gehandelt haben? Der Wildlachs verschwand, manch einer behauptete, aufgrund der Zuchtlachse. Bestimmte Schmetterlingsarten verschwanden, hatte sich die Umwelt so schnell verändert, dass sie es nicht schafften, sich anzupassen? Und dann, im Laufe von ein paar Sommern, kehrten einige der großen Vogelkolonien nicht mehr an ihre Nistplätze an den Küsten des Nordens zurück. Was genau passiert war, konnte niemand sagen.

Jeden Abend, bevor er zu Bett geht, schreibt der alte Mann einige Seiten in ein Notizbuch, meist nur um seiner selbst willen, denn seine Tage verlaufen so eintönig, dass sie ohne diese Notizen unmerklich zusammenfließen würden. Er schreibt auf, was er tut, wie er sich fühlt, was er sieht, mitunter auch Ereignisse aus seinem früheren Leben, die bei dieser Gelegenheit unstrukturiert hochkommen.

Das war die Idee, die ich in Gedanken ausschmückte, während ich nach Hause fuhr. Um den ganzen Nachmittag frei zu haben, hatte ich morgens die Kinder versorgt, ihnen Frühstück gemacht, sie angezogen und zum Kindergarten gebracht; deshalb war ich auch so früh von Thomas und Marie losgefahren, denn nun blieb mir noch ein bisschen Zeit, die ich in einem Café in Helsingborg verbringen wollte. Ich bog an einer Abfahrt links ab, fuhr durch ein industrieartiges Gebiet, das in ein Reihenhauseviertel überging, kam an einer lange Reihe zusammenhängender Häuser auf beiden Seiten der Straße vorbei, dann ging es einen steilen Hügel hinunter, und das Zentrum der Stadt lag vor mir. Das Meer glitzerte im Schein der niedrig stehenden Sonne.

Ich hatte Helsingborg schon einmal mit Linda und den Kindern besucht, es war der erste Ausflug gewesen, nachdem ich den Führerschein gemacht hatte. Da mein Name in einem Schuldnerverzeichnis stand, erhielt ich in Schweden weder einen Bankkredit, noch konnte ich ein Auto mieten, daher hatten wir den Wagen auf Lindas Namen geordert, eine gewaltige, unhandliche, kleinbusartige Kiste, mit der wir in die Stadt rollten, ich mit klopfendem Herzen, da ich nur mit Mühe und Not manövrieren konnte, gleich-

zeitig aber auch glücklich, denn es gab mir ein unglaublichen Gefühl von Freiheit, ein eigenes Auto zu fahren, als könnte die Fahrt all meine Probleme lösen. Seit diesem Ausflug wusste ich, dass es weit draußen bei den großen Kaianlagen Parkplätze gab, und so fuhr ich langsam dorthin.

Ein enormes Kreuzfahrtschiff ankerte ein Stück vor dem Pier. Es sah aus, als könnte es mehrere tausend Passagiere beherbergen. Ich schloss die Wagentür ab und ging darauf zu. Auf der anderen Seite des Sundes, verblüffend nah, lag Schloss Helsingör. Bei dem Gedanken, Hamlets Heim zu sehen, lief mir ein Schauer über den Rücken. Im Geiste versuchte ich alles zu eliminieren, was an Autos, Schiffen und Häusern seither dazugekommen war, um nur das Schloss in der Landschaft zu sehen und an die enormen Entfernungen zu denken, die es damals gab, daran, wie wenig Platz der Mensch auf der Welt einnahm und wie groß die Räume zwischen den Menschen waren, ich sah hinüber zum Schloss, wo der vor Verzweiflung gebrochene Königssohn, denn sein Vater war tot, vermutlich von seinem Onkel ermordet, vielleicht im Bett lag und an die Decke starrte, gemartert von der riesigen Sinnlosigkeit, die sich zwischen ihm und alle Dinge gestellt hatte. Seine Freunde, Rosenkranz und Gildenstern, saßen auf einer Bank im Burghof und warfen lange Schatten über das Kopfsteinpflaster, tranken vor Licht und Langeweile.

Ich betrachtete eine Weile das Schloss, bevor ich mich umdrehte und den Kai entlangging. An einigen Stellen lehnten Touristen am Geländer und starrten in das kühlblaue Wasser. Vielleicht schwammen dort Fische, vielleicht war die Tiefe an sich anziehend.

Das Zentrum lag unterhalb eines steilen Hangs; von allen Städten Schonens, in denen ich gewesen war, gab es nur hier Hügel und Höhenunterschiede. Es vermittelte ein ganz anderes Raumgefühl. Ich ging durch die Fußgängerzone, an deren Ende ein Park liegt; und dort, unter einigen großen schattigen Laubbäumen, stand ein Pavillon, wo ich mich einige Minuten später hinsetzte und einen Kaffee bestellte. An den Tischen um mich herum wurde Englisch mit amerikanischem Akzent gesprochen, vermutlich kamen sie vom Kreuzfahrtschiff.

Ich blickte hinauf in die Baumkronen. Die Blätter waren nicht gelb, aber die grüne Farbe war nicht mehr so satt und pastös wie im Sommer, sie war jetzt trockener, bleicher. Mich umgaben die Geräusche der Stadt. Rollende Reifen auf Asphalt, brummende Automotoren, das Geräusch von Schritten, Stimmen, Gelächter.

Hamlet wurde gegen Ende des 16. Jahrhunderts geschrieben. Die erste erhaltene Ausgabe stammte aus dem Jahr 1603. Noch vor wenigen Jahren hätte ich gedacht, das ist lange her. Das dachte ich nicht mehr. Das 17. Jahrhundert lag lediglich einige Generationen zurück. Goethe zum Beispiel musste noch Menschen begegnet sein, die im 17. Jahrhundert geboren worden waren. Für Hamsun war Goethe jemand, der eine Generation vor seiner Geburt gestorben war. Und für mich war Hamsun jemand, der eine Generation vor meiner Geburt gestorben war.

Nein, das 17. Jahrhundert war nicht lange her.

Eine Kellnerin in schwarzer Schürze kam mit einem Tablett in der Hand über die Straße. Das eigentliche Café lag in einem Gebäude auf der anderen Straßenseite. Sie ging rasch die beiden Treppenstufen zum Pavillon hinauf, blieb vor mir stehen und stellte eine Tasse Kaffee, ein Kännchen Milch und ein Papiertütchen mit Zucker auf den Tisch. Ich gab ihr dreißig Kronen und sagte, es sei in Ordnung. Sie verstand nicht und fing an, in ihrer Schürzentasche nach Wechselgeld zu suchen, ich hielt die Handflächen hoch und sagte Nein, Nein. Danke, erwiderte sie und drehte sich um.

Der Kaffee war bitter, er hatte offenbar schon einige Stunden gestanden. So etwas tranken die Leute bei der Hitze nicht.

Ich zündete mir eine Zigarette an und blickte auf die Dächer der anderen Straßenseite, ein mit Blech ummantelter Schornstein reflektierte den Schein der Sonne, aber ohne dass die Bewegungen des Lichts sichtbar wurden, es sah aus, als würde das Blech das Licht wie aus einer unerschöpflichen Quelle aussenden. Grauschwarze Schieferplatten waren rund um den Schornstein angebracht, Feuerleitern verschwanden in den Hinterhöfen auf der anderen Straßenseite.

Es gab einen Horizont im Leben aller, das war der Horizont des Todes, der irgendwo zwischen der zweiten und dritten Generation

vor uns lag und irgendwo zwischen der zweiten und dritten Generation hinter uns. Innerhalb dieser beiden Linien waren wir und unsere Nächsten. Außerhalb dieser Linien befanden sich die anderen, die Toten und die Ungeborenen. Dort klappte das Leben ohne uns. Deshalb konnte eine Figur wie Hamlet so wichtig werden. Er war fiktiv, jemand hatte ihn erdichtet, ihm Gedanken und Handlungen und einen Raum gegeben, in dem er denken und handeln konnte, aber entscheidend war, dass das Fiktive keine gültige Grenze mehr war, kein gültiger Unterschied, sobald man außerhalb des Todeshorizonts kam. Hamlet war weder mehr oder weniger lebendig als die historischen Figuren, die einst ihren Platz auf der Erde hatten; in gewisser Hinsicht waren alle von damals fiktiv. Oder, seit Hamlet in Worte und Begriffe gefasst worden war und die anderen lediglich in Fleisch und Knochen, konnten nur er und seine Lebensform die Zeit und die Vergänglichkeit überwinden.

Erhebt er sich in seiner kühlen Schlafkammer? Geht er den schmalen Treppengang hinauf aufs Dach, bis hin zur Brustwehr? Was sieht er in diesem Fall? Den blauen Sund, das grüne Land auf der anderen Seite, die Ebene, die sich weit ins Land hinein erstreckt. Was denkt er? Das hat Shakespeare ja beschrieben. Die Erde sieht für Hamlet aus wie ein kahles Vorgebirge. Die Luft, dieser schöne Himmel, dieser herrliche Baldachin, dieses majestätische Dach, ausgelegt mit goldenem Feuer, wie er es seinen beiden Freunden Rosenkranz und Gildenstern beschreibt, ist für ihn nur ein fauler und verpesteter Haufen Dünste. Und der Mensch nur eine Quintessenz von Staub. Das hat er dort drüben auf dem Schloss gesehen. Das englische Wort für Dünste wurde auch für den Geist verwendet, wenn er verdunkelt war, und der Raum, der sich hier öffnet, zwischen der Verdunkelung des Geistes und jener der Welt, erinnert an einen Abgrund.

Ich zog mein Handy aus der Jackentasche und wählte Lindas Nummer. Sie ging sofort ans Telefon.

»Wie geht's?«, erkundigte ich mich.

»Gut«, antwortete sie. »Wir sind im Park. Es ist so fantastisches Wetter! Heidi hat sich irgendwann geweigert zu gehen, aber jetzt klappt's. Wann kommst du nach Hause?«

»Bald. Ich bin in Helsingborg. Es dauert eine knappe Stunde. Dann muss ich noch den Wagen abgeben. Soll ich auf dem Heimweg irgendetwas einkaufen?«

»Nein, ich glaube, wir haben alles, was wir brauchen.«

»Okay«, sagte ich. »Bis dann. Mach's gut.«

»Ebenfalls«, erwiderte sie, dann legten wir auf.

Ich blieb mit dem Handy in der Hand sitzen und schaute über die Straße. Zwei Frauen mit Rock, Sandalen und Taschen aus einem leichten Stoff kamen den Gehweg entlang. Dahinter ein Mann auf einem Fahrrad, in seinem Rücken ein Kind im Kindersitz. Beide trugen einen Helm. Der Mann mit Brille und Anzug. Ich dachte an Heidi und lächelte. Immer wollte sie getragen werden. Wenn es nach ihr ginge, wäre sie niemals auch nur einen Meter gegangen, sondern würde immer getragen werden. So war sie seit Anfang an. Ich war ihr so nah gewesen, damals, als sie auf die Welt gekommen war. Vanja war eifersüchtig und klammerte sich, so oft sie konnte, an Linda, und ich trug Heidi. Bis sie anderthalb Jahre alt war und John auf die Welt kam. Da endete diese Nähe, die wir zueinander hatten. Manchmal war ich deshalb ein wenig traurig. Aber so war das mit Kindern, alles vollzog sich in bestimmten Zeiträumen, und diese Perioden waren irgendwann zu Ende. Bald waren sie erwachsen, und diejenigen, die sie als Kinder waren und die ich geliebt hatte, würden fort sein. Ja, wenn ich Fotos sah, auf denen sie nicht älter als ein Jahr waren, wurde ich manchmal traurig, weil es die, die sie damals gewesen waren, schon jetzt nicht mehr gab. Normalerweise waren sie allerdings so präsent und wirbelten unsere Tage mit einer so großen Intensität durcheinander, dass es für derartige Gefühle keinen Platz gab. Mit ihnen spielte sich alles im Hier und Jetzt ab.

Eine Stunde später warf ich erleichtert den Autoschlüssel in den Briefschlitz von Europcar; dass sowohl ich als auch das Auto einen langen Tag auf der Straße unbeschadet überstanden hatten, war keine Selbstverständlichkeit. Die Sonne schien auf die hohe schwarze Turmspitze der St. Petri-Kirche über mir, während die Straße darunter schattig und kühl war. Ich beeilte mich, denn wie

immer hatte ich ein schlechtes Gewissen, dass ich die Familie allein gelassen hatte, das heißt, dass Linda allein mit den Kindern war. Es lag mir im Blut. Ich folgte der Straße bis zur Hansagalerie und ging am HiFi-Club und Orvars Hot-Dog-Stand vorbei, überquerte die Straße, lief durch den kleinen Park zum Kanal, ließ Granit und den Designtorget hinter mir und kam über die Brücke in die Fußgängerzone, an deren Ende sich das gelbweiße Hilton-Hotel auftürmte. Es waren viele Leute unterwegs, beide Straßencafés waren voll, junge Mädchen saßen dort zu zweit oder zu dritt und plauderten, ein paar Jungs im Teenageralter prahlten, außerdem gab es noch ein paar Männer in meinem Alter, die in ihrer Körpersprache und ihrer Kleidung allerdings vorsichtiger waren. Alle genossen diesen unerwarteten Sommertag. Ich war gleichzeitig ruhig und aufgedreht; ein gutes Gefühl, doch direkt darunter lauerte die Angst.

Unsere Wohnung lag an dem Platz gegenüber vom Hilton-Hotel. Ein steter Strom von Menschen ging vom frühen Morgen bis zum späten Abend an unserer Haustür vorbei, die von einem Søstrene Grene-Laden und einem chinesischen Schnellimbiss eingerahmt wurde. Auf dem Platz standen ein Springbrunnen, dessen rieselndes Geräusch wir die ganze Nacht über hörten, und ein großer achteckiger Imbiss, der für seine Kunden schmalzige Songs und Hits aus den Achtzigern spielte, meist für Leute von außerhalb, die mit einer enormen Zahl von Einkaufstüten zu ihren Füßen an den Tischen saßen und sich mit Würstchen und Hamburgern vollstopften. Ein Stück weiter saßen die Obdachlosen auf den Bänken. Unsere Wohnung lag im obersten Stock des Gebäudes, in der siebten Etage, über die gesamte Vorderseite zog sich ein Balkon. Einmal hatte Vanja ein Feuerzeug hinuntergeworfen, es fiel direkt neben einem Paar auf den Boden und explodierte. Sie sprangen zur Seite und blickten hinauf, und ich versuchte, beschwichtigend zu winken, war ein Versehen, nicht böse werden...

Ich sah hinauf zum Geländer und holte meinen Schlüsselbund aus der Tasche, damit war auch eine andere Erinnerung verbunden, denn daran befand sich ein in Kunststoff eingeschweißtes Foto von Vanja und mir; wir stehen auf einem Schiff und sehen uns Delphine an. Es stammte von den Kanarischen Inseln, sie war drei Jahre alt

und hielt meine Hand, sie trug einen weißen Hut auf dem Kopf und hatte einen gespannten Gesichtsausdruck. Ich zog die orange-farbene Schlüsselkarte über die Platte neben der Tür, es ertönte ein Klicken, ich schob die Tür auf und trat in den Hausflur, drückte auf den Aufzugknopf und checkte mein Handy, während ich auf den Aufzug wartete. Niemand hatte angerufen. Ich hätte es mir denken können. Die Einzigen, die auf die Idee kamen, mich auf dem Handy anzurufen, waren Yngve, Mutter, Tore, Espen und Geir Angell. Sie alle hatten ihren eigenen Rhythmus, niemand rief um diese Zeit an. Mit Yngve und Mutter redete ich ungefähr einmal in der Woche, mit Mutter meist am Sonntagabend. Mit Espen telefonierte ich ungefähr jede zweite Woche, mit Tore vielleicht einmal pro Monat. Mit Geir A. redete ich ein paar Mal am Tag. Das war im Grunde mein gesamtes soziales Leben außerhalb der Familie. Aber es genügte, es war genau so, wie ich es wollte.

Der Aufzug kam, ich betrat ihn, drückte den obersten Knopf und betrachtete mich selbst im Spiegel, während ich langsam den schmalen, dunklen Schacht in der Mitte des Hauses nach oben glitt. Mein Haar war in diesem Sommer lang geworden, und ich hatte mir eine Art Bart stehen lassen. Mein Bartwuchs war nicht sonderlich stark, auf den Wangen wuchs beinahe nichts, so dass ich mich jedes Mal, wenn ich in den Spiegel blickte, fragte, ob es dumm aussah oder nicht. Es war schwierig, ja, eigentlich unmöglich zu entscheiden, denn es gab keinerlei Kriterien, nach denen ich mich hätte richten können. Fragte ich Linda, sagte sie natürlich, dass es gut aussähe. Meinte sie es ernst? Oh, unmöglich zu sagen. Und natürlich konnte ich niemanden sonst etwas so Intimes und Selbstbezogenes fragen. Ein paar Wochen vorher hatte ich ihn mir daher ab-rasiert. Als ich am nächsten Tag in den Kindergarten gekommen war, hatte mich Ola, der einzige Gleichaltrige dort, der Vater von Benjamin, Vanjas derzeit bestem Freund, und Dekan der Universität von Malmö, gesehen und gefragt, ob sich an mir etwas verändert hätte? Hatte ich nicht etwas im Gesicht gehabt? Er war ironisch gemeint, er wollte es nicht Bart nennen, und ich dachte, es war richtig, ihn abzunehmen. Doch dann hatte ich am Freitag einige Fotos entwickelt, die wir im Sommer gemacht hatten. Ich saß mit Vanja,

Heidi und John im Café im Einkaufszentrum Triangeln, dorthin gingen wir jeden Freitag nach dem Kindergarten, die Kinder bekamen ein Eis, und ich trank Kaffee; an diesem Nachmittag zeigte ich ihnen einen Haufen Fotos. Auf einem davon stand ich am Strand in Österlen und hatte John auf dem Arm. Ich sah ungewöhnlich gut aus, fand ich, der Bart und die Sonnenbrille machten mich ... ja, so *maskulin*. Noch dazu mit John auf dem Arm, ich sah aus wie ... ja, verdammt, wie ein *Vater*.

In dem Moment entschied ich mich, den Bart wieder wachsen zu lassen. Aber jetzt, auf dem Weg nach oben in die Wohnung, wurde ich wieder unsicher. Am nächsten Tag sollte ich nach Oslo fliegen, um Interviews zum Erscheinen des ersten Romans zu geben. Ich musste an Hemden, Jacketts, Hosen, Schuhe, Frisuren und natürlich auch den Bart denken. In den letzten Jahren hatte mich das alles nicht interessiert, ich hatte nie über meine Kleidung nachgedacht, mir nur irgendetwas angezogen, wenn ich das Haus verließ, was im Großen und Ganzen nur passierte, wenn ich die Kinder in den Kindergarten brachte und abholte, oder wenn wir mit ihnen am Wochenende in eine Stadt fuhren, wo ich lediglich eine Handvoll Menschen kannte und mich nicht sonderlich interessierte, was sie über mich dachten. Es bedeutete eine gewisse Freiheit, in alten, weiten Hosen und großen, dreckigen Jacken, hässlichen Kopfbedeckungen und Turnschuhen herumzulaufen, aber jetzt, gegen Ende des Sommers, als das Erscheinen des Buches näherrückte und die ersten Interviewtermine seit fünf Jahren auf mich warteten, änderte sich das.

Ich drehte mich automatisch um, als der Aufzug die siebte Etage erreichte, nach drei Jahren wusste ich genau, wie lange er zum Hochfahren brauchte, trat auf den Flur, in dem all unsere Kinder Sachen standen, zwei Kinderwagen, ein Geschwister-Standbrett, Vanjas Tretroller und Heidis Laufrad, und schloss die Tür unserer Wohnung auf.

Jacken und Schuhe auf dem Boden, überall Spielzeug, Fernsehgeräusche aus dem Wohnzimmer.

Ich zog die Jacke aus und ging hinein. Heidi und Vanja saßen nebeneinander auf einem Stuhl und starrten auf den Bildschirm.

John stand nur mit seiner Windel bekleidet auf dem Boden, einen kleinen Wagen in den Händen, und schaute zu mir hoch. Linda saß auf dem Sofa und las Zeitung.

Der Teppich war zusammengerollt, im ganzen Wohnzimmer lagen Stofftiere und eine Unmenge Bücher, Plastikspielzeug, Filzstifte und lose Blätter herum, auf denen sie gemalt hatten.

»Lief's gut?«, fragte sie.

»Ja, schon«, sagte ich. »Fast hätte ich etwas angefahren, als ich getankt habe. Du weißt schon, in dem engen Keller. Aber es ging gut. Ich soll dich von Thomas und Marie grüßen.«

»Hast du ihnen mein Manuskript gegeben?«

Ich nickte.

»Wie geht's euch, Mädchen?«, sagte ich.

Keine Reaktion. Reglos sahen sie mit ihren blonden Köpfen fern. Auf einem Stuhl. Mit anderen Worten, heute Abend waren sie Freundinnen.

Ich lächelte, sie hielten sich sogar an den Händen.

»Papa Keller?«, fragte John.

»Nein«, sagte ich. »Papa ist heute Auto gefahren.«

»Papa im Keller!«, sagte er.

»Hast du Hunger?«, erkundigte sich Linda. »Es ist noch ein bisschen vom Mittagessen übrig.«

»Okay«, sagte ich und ging in die Küche. Ihre Teller standen noch auf dem Tisch, die von den Mädchen waren noch fast voll, sie aßen mittags so gut wie nichts, hatten es nie getan. Anfangs gab es zwischen Linda und mir deshalb Diskussionen, ich wollte Disziplin, wenn es um die Mahlzeiten ging, sie sollten am Tisch sitzen bleiben, bis sie aufgegessen hatten, aber Linda war da vollkommen anderer Meinung, alles, was mit Essen zu tun hatte, sollte so frei und ungezwungen wie möglich sein. Ich sagte mir damals, sie hat Recht, es hörte sich ja auch schrecklich an, Essen und Zwang miteinander zu verbinden, also hatten wir die Kinder in all den Jahren machen lassen, was sie wollten. Wenn wir vom Kindergarten nach Hause kamen und sie schrien, dass sie Hunger hätten, bekamen sie eine Scheibe Brot, einen Apfel, ein paar Frikadellen oder auf was sie sonst Appetit hatten, und wenn das Essen fertig war und auf dem

Tisch stand, durften sie so kurz oder lange sitzen bleiben, wie sie wollten. Meist waren es nur einige Minuten, in denen sie ein bisschen in sich hineinschlängen, bis sie vom Stuhl rutschten und im Wohnzimmer oder in ihrem Zimmer verschwanden, während ich und Linda allein weiteraßen.

Ich füllte einen Teller mit Makkaroni und Köttbullar, dem schwedischen Nationalgericht, schnitt eine Tomate in Scheiben, goss etwas Ketchup darüber und setzte mich. Das erste Jahr in Malmö hatte ich mit einem der anderen Kindergartenväter darüber geredet. Wie hielten sie es bei ihrer Tochter mit dem Mittagessen? Nein, bei ihnen gäbe es keine Probleme, sagte er. Ihre Tochter würde am Tisch sitzen und ihr Essen aufessen. Wie um alles in der Welt habt ihr das geschafft?, wollte ich wissen, während ich neben ihm herredete, wir waren wie jeden Sonntag auf dem Weg zum Sportplatz, um Fußball zu spielen. Sie weiß, dass sie aufzuessen hat, sagte er. Wieso weiß sie das?, fragte ich. Wir haben ihren Willen gebrochen, sagte er. Sie muss sitzen bleiben, bis sie aufgeessen hat, egal wie lange es dauert. Einmal hat sie bis zum späten Abend dagesessen. Sie hat geheult und gebrüllt, sie wollte absolut nicht essen. Schließlich hat sie es aber begriffen, aß auf und durfte den Tisch verlassen. Ich glaube, sie hat drei Stunden dort gesessen! Danach gab es so gut wie keine Probleme mehr. Er sah mich an und lächelte. Weiß er eigentlich, was er da gerade über sich erzählt?, dachte ich, sagte aber nichts. Es ist genau wie bei einem Wutanfall, fügte er hinzu. Ich habe bemerkt, dass du hin und wieder ein paar Probleme mit Vanja hast. Ja, gab ich zu, und was machst du in solchen Situationen? Ich halte sie fest, antwortete er. Nicht auf irgendeine dramatische Art und Weise. Ich halte sie nur fest, bis es vorbei ist, egal wie lange es dauert. Das solltest du auch machen, es ist effektiv. Ja, sagte ich, irgendetwas muss ich mir jedenfalls einfallen lassen.

Das Merkwürdige an diesem Gespräch war, dachte ich jetzt, als ich mir die lauwarmer Mahlzeit in den Mund schob, dass ich sie – also die beiden Eltern – für Alternative gehalten hatte, das heißt, für ziemlich locker. Er trug seinen Jüngsten in einem Tragetuch, und in einem Zeltlager des Kindergartens hatte ich gehört, wie er über die Vorteile des Tuchs gegenüber den Tragesitzen von Baby-

Björn sprach. Sie legten überdurchschnittlich viel Wert darauf, dass das Essen gesund und frei von Zusatzstoffen war und die Kleidung der Kinder so weit wie möglich aus natürlichen Materialien bestand. Auch bei den Elternabenden im Kindergarten gehörten sie zu den Aktivsten. Dass ausgerechnet bei ihnen kompromisslose Erziehungsmethoden des 19. Jahrhunderts praktiziert wurden, überraschte mich. Oder vielleicht vervollständigte es auch nur mein Bild, denn ich hatte mich immer gefragt, warum ihre älteste Tochter, die oft mit Vanja spielte, so fügsam war. Nie saß sie im Kinderwagen, stets ging sie dorthin, wo sie hingehen sollte, im Gegensatz zu Vanja, die es fertigbrachte, nur wenige Meter vor der Tür zum Kindergarten darum zu betteln, hinter Heidi im Kinderwagen sitzen zu dürfen.

Hin und wieder hatte auch ich überlegt, ihren Willen zu brechen, aber letzten Endes konnte ich mich natürlich nie wirklich dazu durchringen, und hinterher fühlte ich mich jedes Mal miserabel. Denn es war falsch. Andererseits war es *gut* für sie, mit uns zusammen zu essen, es war *gut* für sie zu laufen, es war *gut* für sie, sich anzuziehen, es war *gut* für sie, sich die Zähne zu putzen und rechtzeitig ins Bett zu gehen.

Einmal war Vanja bei ihnen zu Besuch gewesen, zum ersten Mal überhaupt sollte sie woanders übernachten. Als ich sie am nächsten Morgen abholte, hieß es, alles sei gut gelaufen, aber an Vanja, die sich ganz nah an mich drängte, spürte ich, dass es nicht so einfach gewesen war. Er sagte, es hätte ein kleines Problem gegeben, aber das hätten sie klären können, nicht wahr, Vanja? Was ist denn passiert?, wollte ich wissen. Tja, sie wollte noch mehr essen, und als wir es ihr gegeben hatten, wollte sie es doch nicht haben. Da musste sie sitzen bleiben, bis sie aufgegessen hatte.

Ich sah ihn an.

War er verrückt?

Nein, er begann, für mich nach ihren Socken zu suchen, und obwohl ich wütend war, sagte ich nichts. Was bildete er sich eigentlich ein, glaubte er, dass er das Recht hätte, *mein* Kind zu zwingen, *seinen* fixen Ideen zu gehorchen? Ich nahm die Socken und zog sie Vanja an, die mir erst den einen, dann den anderen Fuß hinstreckte,

reichte ihr die Jacke und hoffte inständig, dass sie sie selbst anziehen würde, damit ich es nicht unter seinem kritischen Blick tun müsste.

Linda wurde böse, als ich ihr die Geschichte erzählte. Ich hatte mich inzwischen wieder gefasst und meinte, so schlimm sei es doch nicht, es wäre gar nicht schlecht, wenn sie auch mal erlebte, dass es in anderen Familien andere Regeln gebe.

»Darum geht es nicht«, erwiderte Linda. »Es ist auch eine Form der Kritik, oder? Oh, wie mich das ärgert. Diese beiden. Du solltest sie mal hören, wie selbstzufrieden sie sind. Es ist absolut unglaublich.«

»Sie haben Vanja übrigens zum Waldlauf eingeladen«, sagte ich. »Am nächsten Wochenende im Pildammspark.«

Auf derartige Aktivitäten wären wir selbst nie gekommen. Für Vanja war es eine große Sache. Sie durfte sich mit einer Nummer auf der Brust hinter einer Startlinie aufstellen und zusammen mit einer Gruppe anderer Kinder einen Waldweg entlanglaufen. Wenn sie die Ziellinie überquerte, sollte sie eine Medaille und ein Eis bekommen.

Ich begleitete sie zusammen mit ihrer Kindergartenfreundin und deren Mutter zum Start, während Linda am Ziel auf Heidi aufpasste. Vanja war stolz auf ihre Nummer, und als der Starter *los!* rief, rannte sie so schnell, wie es ihre kleinen Beine zuließen. Ich trabte unter den Bäumen langsam neben ihr her, inmitten einer Schar anderer Kinder und Eltern. Doch nach vielleicht hundert Metern wurde sie immer langsamer, um dann ganz stehen zu bleiben. Ich bin müde, sagte sie. Die Freundin und ihre Mutter waren uns natürlich schon weit voraus. Sie blieben stehen, drehten sich um und warteten. Komm schon, Vanja, sagte ich. Sie warten auf uns! Wir laufen! Und wir liefen weiter, Vanja in ihrem schwankenden, ich in meinem trottenden, elchartigen Laufstil, wir holten sie ein und liefen ein Stück nebeneinander, bis die Freundin und ihre Mutter wieder schneller waren und wir erneut weit zurücklagen. Vanjas Freundin rannte wie der Wind. Vanja schnaufte an meiner Seite und blieb stehen. Können wir nicht ein bisschen gehen, Papa?, fragte sie. Ja, sicher, sagte ich, ein bisschen. Wieder warteten sie geduldig,

bis wir sie erreicht hatten, dann liefen wir vielleicht hundert Meter zusammen, bis der alte Abstand wieder hergestellt war. Komm schon, Vanja, sagte ich. Es ist nicht mehr weit. Du schaffst das! Und Vanja biss die Zähne zusammen und lief weiter, möglicherweise bekam sie neue Kraft, weil die Ziellinie schon zu sehen war und sie wusste, dass ein Eis wartete. Ihre Freundin war ungefähr zwanzig Meter vor uns und lief leicht und elegant; wären wir nicht gewesen, hätte sie das Ziel längst erreicht gehabt. Sie blieb stehen und winkte Vanja, doch als sie sich wieder umdrehte, stolperte sie. Sie fiel der Länge nach hin, fasste sich sofort ans Knie und weinte. Ihre Mutter beugte sich über sie. Wir kamen näher. Als wir fast neben ihnen waren, wollte Vanja stehen bleiben. Komm schon, Vanja!, sagte ich. Du bist gleich im Ziel! Lauf, so schnell du kannst! Und Vanja hörte auf mich und lief so schnell sie konnte an ihrer Freundin vorbei, die am Knie blutete, mit mir an ihrer Seite ließ Vanja ein Kind nach dem anderen hinter sich, rannte, blitzschnell, ins Ziel!

Hinter uns stand ihre Freundin auf und humpelte auf uns zu. Ein Helfer legte Vanja eine Medaille um den Hals, ein anderer gab ihr ein Eis. Ich habe gewonnen, Mama!, rief sie Linda zu, die lächelnd mit dem Kinderwagen und Heidi auf uns zukam. Erst jetzt begriff ich, was ich getan hatte, und errötete wie noch nie zuvor in meinem Leben. Wir waren an ihr vorbeigelaufen! Um als Erste ins Ziel zu kommen! Und das kleine Mädchen, das ständig stehen geblieben war und auf uns gewartet hatte, lag blutend auf der Erde!

Sie bekam auch eine Medaille und ein Eis und lächelte glücklicherweise schon wieder. Ihr Vater kam auf uns zu.

»Sah aus, als hättest du wirklich gewinnen wollen!«, sagte er lachend.

Wieder errötete ich, denn offensichtlich hatte er nicht gemerkt, dass es tatsächlich so war. Selbst in seinen wildesten Phantasien konnte er sich wohl nicht vorstellen, dass ein erwachsener Mensch sich so verhalten mochte. Er lachte, gerade weil es undenkbar war, dass ich meine Tochter angespornt haben sollte, seine Tochter zu besiegen, und das mit Hilfe unsportlicher Mittel. Sie waren damals ja nicht einmal vier Jahre alt.

Ihre Mutter kam und sagte dasselbe, es hätte tatsächlich so aus-

gesehen, als hätte ich gewinnen wollen. Beide gingen davon aus, dass es wohl Vanjas Idee gewesen war und ich sie nicht hatte aufhalten können. Sie konnten verstehen, dass eine Vierjährige keine Empathie mit einer Freundin empfand. Aber dass ein bald vierzig Jahre alter Mann sich ebenso verhielt, lag außerhalb ihres Vorstellungsvermögens.

Ich glühte vor Scham, während ich höflich lachte.

Auf dem Heimweg erzählte ich Linda, was geschehen war. Sie lachte, wie sie seit Monaten nicht mehr gelacht hatte.

»Jedenfalls haben wir gewonnen«, sagte ich.

Seit diesem Tag waren zwei Jahre vergangen. John war damals erst einen Monat alt gewesen, Heidi fast zwei und Vanja dreieinhalb. Ich erinnere mich auch deshalb so gut daran, weil wir an diesem Tag viele Fotos gemacht hatten. John mit seinem großen Babykopf und den schmalen, knittrigen Babyaugen, wie er mit seinen dünnen nackten Beinen in seinem Wagen strampelt und mit seinen dünnen nackten Armen wedelt, Heidi mit ihren großen Augen, dem kurzen Körper und den blonden Haaren, Vanja mit ihren kleinen, reinen Gesichtszügen und dieser besonderen Wesensmischung aus Empfindsamkeit und Eifer. Damals wie heute begreife ich die Verbindung zwischen ihnen und mir nicht, hauptsächlich sah ich in ihnen drei kleine Menschen, mit denen ich die Wohnung und das Leben teilte.

Was sie noch besaßen und ich verloren hatte, war ein großer, leuchtender, selbstverständlicher Platz in ihrem eigenen Leben. Ich dachte oft daran, wie sie jeden Tag in sich selbst und ihrer Welt erwachten und darin den ganzen Tag lebten, alles hinnahmen, wie es kam, ohne jemals irgendetwas in Frage zu stellen. Als wir Vanja erwarteten, hatte ich Sorge, dass meine Schwermut auf sie abfärben könnte, irgendwann erwähnte ich es auch einmal Yngve gegenüber, der erwiderte, dass Kinder zunächst einmal glücklich seien. Und dann stellte sich heraus, dass es tatsächlich so war, immer suchten sie die Freude, und solange es keine Komplikationen gab, waren sie stets fröhlich und voller Begeisterung. Selbst wenn es ihnen nicht so gut ging und sie aus irgendeinem Grund traurig, verzweifelt oder

wütend waren, blieben sie immer sie selbst, es war, wie es war, und sie akzeptierten es. Irgendwann einmal würden sie zurückblicken und sich die gleichen Fragen stellen wie ich, warum war es so, wie es war, warum ist es jetzt so, wie es ist, und was ist eigentlich der Sinn meines Lebens?

Oh, meine Kinder, meine geliebten Kinder, hoffentlich kommen euch diese Gedanken nie! Möget ihr immer glücklich in euch selbst ruhen!

Aber so wird es nicht bleiben. Alle Generationen leben ihr Leben, als wären sie die Ersten, sammeln ihre Erfahrungen und durchleben die verschiedenen Altersstufen, und während die Einsicht auf diesem Weg wächst, verliert sich der Sinn des Lebens, und wenn er nicht schwindet, verliert er zumindest seine Selbstverständlichkeit. So ist es. Die Frage stellt sich, ob es schon immer so war. Im Alten Testament, in dem alles durch Handlung ausgedrückt wird und die Geschichten eng mit der physischen Wirklichkeit verknüpft sind, und in den alten griechischen Sagen, in denen die Leben sich auf eine ähnlich konkrete Weise entfalten, kommt der Zweifel niemals von innen, als eine Bedingung der eigenen Existenz, sondern immer von außen, durch einen Vorfall, zum Beispiel einen plötzlichen Tod, der mit den Bedingungen der äußerlichen, irdischen Welt verknüpft ist. Im Neuen Testament ist das anders. Wie sonst ließe sich die Dunkelheit in Jesus' Seele erklären, die ihn schließlich nach Jerusalem treibt, um dort Tür um Tür zu schließen, bis ihm nur noch die letzte und einfachste bleibt? Seine letzten Tage lassen sich so lesen, dass er in gewisser Weise sämtliche Wahlmöglichkeiten eliminierte, bis er selbst nicht mehr die Verantwortung für das Geschehen trug, den langsamen Tod am Kreuz, sondern fast durch den Willen anderer dorthin geführt wurde. Den gleichen Vorgang sieht man bei Hamlet, auch seine Seele verdüstert sich, auch er geht seinem Untergang offenen Auges entgegen, auf eine Weise, die schicksalsgesteuert und unabänderlich wirkt. Für König Ödipus *ist* es Schicksal, er weiß wirklich nichts, aber bei Hamlet und Jesus geht es um eine Entscheidung, die sie treffen, und eine Richtung, die sie einschlagen. Ödipus ist blind. Hamlet und Jesus schauen mit offenen Augen in die Finsternis.

Ich stand auf, spülte den Teller ab und stellte ihn in die Spülmaschine. Wir hatten sie von dem bereits erwähnten Elternpaar übernommen, sie waren umgezogen und brauchten die Maschine nicht mehr. Sie hatten uns überhaupt viel geholfen. Hatten wir uns erkenntlich gezeigt?

Nicht sonderlich. Ich hatte beiden geduldig zugehört, hatte Fragen gestellt und viel getan, um an ihren Geschichten Interesse zu zeigen. Ich hatte ihn sonntags zum Fußball eingeladen. Und außerdem hatte ich ihm ein Exemplar meines letzten Romans mit Widmung geschenkt. Zwei Tage später erzählte er mir allerdings, dass er das Buch einem Onkel gegeben hätte, »den Bücher interessieren«. Aber das war doch für dich persönlich, Mann!, dachte ich, ohne etwas zu sagen; wenn er es nicht von sich aus kapierte, konnte ich es ihm auch nicht erklären.

So war es, Kinder zu haben, man kam mit Menschen zusammen, die einem zutiefst fremd waren, ja, denen man hin und wieder vollkommen verständnislos gegenüberstand. Einmal erzählte er, dass er und seine Frau sich abends gern unterhielten, er sagte es auf eine Weise, als sei es etwas Außerordentliches und beinahe Spektakuläres. Danach schlug ich Linda häufig vor, uns zu unterhalten. Es wurde zu einem gemeinsamen Witz. Vermutlich machten sie ähnliche Witze über uns. Trotzdem sahen wir uns auch weiterhin, bis sie umzogen, vor allem ich begegnete ihm häufig; nicht wenige Nachmittage verbrachte ich mit ihm auf dem Spielplatz und hörte mir all seine Ideen an, wie die Welt und ihre Bestandteile zusammenhingen, während unsere Kinder zusammen spielten.

Einmal blätterte er in dem Buch eines gewissen Wolfram. Es handelte von einem bestimmten wiederkehrenden Muster in allen Dingen, von Blättern bis hin zu Fluss-Deltas und verschiedenen statistischen Kurven. Meine erste Assoziation war Thomas Browne und seine Abhandlung über die Quincunx-Figur im 17. Jahrhundert, also das Muster der fünf Punkte auf Würfeln und ihr Vorkommen in der Natur, dann fiel mir etwas ein, das ich gerade in dem Buch gelesen hatte, das Geir Angell damals schrieb, wonach alle komplizierten Systeme – Gesellschaft, Aktienmärkte, Wetterphänomene oder Autoverkehr – früher oder später durch die Instabilität zusam-

menbrechen, die von den Systemen selbst erzeugt wird. Mich hatte es verblüfft, weil die Muster, die diese Zusammenbrüche verursachen, in den von Menschen geschaffenen Systemen identisch sind mit den Systemen, die in der Natur entstehen. Der Himmel war blau und so offen, wie er nur am Meer sein kann, und obwohl die Sonne tief stand, war die Luft noch immer warm. Der Sandspielplatz mit den, typisch für Schweden, sorgfältig ausgesuchten Spielgeräten war umgeben von einer Fläche aus festgetretenem Kies, außerdem gab es in der Mitte einen breiten, aber flachen Teich, in den die Kinder ständig neue bunte Blätter warfen. Hinter dem Kiesplatz lag eine Rasenfläche, dahinter ein Wohngebiet. Das grüne Gras leuchtete im Sonnenlicht. Ich sagte, die Sache mit den Mustern aus verschiedenen Bereichen, die in ihrer Grundstruktur gleich sind, hört sich interessant an. Er nickte und fing an, über die Evolution zu sprechen. Er sagte, die komplizierten Organismen und komplexen Systeme, die uns umgeben, seien eigentlich ganz einfach und müssten im Licht des enormen Zeitraums verstanden werden, in denen sie sich entwickelt hätten. Eine Million Jahre, sagte er, das ist so viel Zeit, dass wir es nicht begreifen können. Stell dir nur vor, was zwanzig Millionen Jahre bedeuten. Oder sechzig Millionen. Aber die Zeit an sich ist einfach. Das Prinzip der Entwicklung ist ebenfalls einfach. Es geht um Optimierung, also, wie erreicht man das Bestmögliche? Das Effektivste? Alles in der Natur sucht danach. Wenn Eis aufbricht, folgt der Riss all den schwachen Punkten im Eis. Das Gleiche passiert, wenn Glas splittert. Die Risse folgen den schwächsten Punkten.

»Aber das passiert doch ohne irgendeinen Willen«, erwiderte ich.
»Das ist doch rein mechanisch. Ein Naturgesetz.«

»Ein Gesetz?«, sagte er. »Denk nicht an Gesetze. Das stört nur den Gedanken. Wesentlich ist, dass es passiert. Ein Glas bricht dort, wo es am zerbrechlichsten ist. Ein Ast bricht dort, wo er sich am leichtesten knicken lässt. Wichtig ist die Optimierung. Blätter brauchen Sonne, ja, sie suchen nach der optimalen Möglichkeit, Sonne zu bekommen. Müssen die Zweige sie anheben, dann heben die Zweige sie an. Legst du ein Hindernis über einen Ameisenpfad, entsteht im ersten Moment Verwirrung, aber die Verwirrung ist nur

vorübergehend, denn wenn du nach einer Weile zurückkommst, wirst du sehen, dass der neue Ameisenpfad den kürzesten Weg über das Hindernis nimmt. Sie optimieren. Keine Ameise weiß, dass sie dem kürzesten Weg folgt, ebenso wenig wie das Eis weiß, dass es an seinem schwächsten Punkt bricht.«

Er beugte sich vor, stützte die Hände auf die Knie und schüttelte kurz den Kopf, bis seine Frisur wieder so saß, wie sie sollte. Seine Tochter hockte vor dem zwanzig Zentimeter hohen Holzzaun, der sich um den Spielplatz zog, und legte Steinchen auf die Pfosten. Die Sonne glänzte auf ihrer gelben Regenhose. Vanja kletterte auf den rotlackierten Zug aus Holz. Auf Knien drehte sie sich nach mir um. Der Wind blies ihr die Haare ins Gesicht, sie strich sie zurück, sie wurden ihr wieder ins Gesicht geweht. Ich winkte ihr zu und sah mich nach Heidi um. Sie saß auf einer der schmalen Bänke im Zug. Sie saß genauso da wie er, vornübergebeugt, mit einer Hand auf jedem Knie. *Dieser kleine Mensch*, dachte ich, die Worte, mit denen Linda sie so oft bezeichnete. Dann stand sie auf und streckte den Kopf aus dem Fenster, sie schaute den Kindern zu, die immer noch das Laub unter den Bäumen zum Teich trugen.

Ich lehnte mich auf der Bank zurück. Fünfzig Meter weiter führte eine Allee am Park vorbei, auf der eine korpulente Frau ein Fahrrad schob. Über ihr schwankten die Bäume leise im Wind und zeichneten auf der Straße immer neue Nuancen von Licht und Schatten. Auf einem Balkon in ein paar Metern Höhe an einem der Gebäude auf der anderen Seite der Allee, er war nicht größer als ein kleiner Kasten oder ein Käfig, standen ein Mann und eine Frau, beide hielten ein Glas in der Hand, während sie in den Park hinunterblickten. Aus der Haustür unter ihnen kamen zwei Männer, die einen Tisch trugen. Ein dritter Mann, der auf dem Bürgersteig gewartet hatte, warf eine Zigarette auf den Boden, kletterte auf die Ladefläche eines geparkten Lieferwagens und kam kurz darauf mit einer grauen Decke in den Händen zurück. In dem blauen Himmel über ihnen stieg ein Flugzeug steil in die Luft und ließ sich unmöglich von dem weißen Streifen unterscheiden, den es hinter sich herzog.

Die Welt ist alt, aber einfach, dachte ich, und alles darin ist offen.

Ich hatte das Gefühl, als würde meine Seele erhoben, als ich dies dachte. Dann hörte ich Heidi schreien und schaute zum Spielzug. Sie lag auf dem Bauch davor, den Kopf im Sand. Ich lief zu ihr hinüber und hob sie hoch, schaute nach Blut in ihrem Gesicht, aber es war gut gegangen, sie hatte sich wahrscheinlich nicht einmal wehgetan. Aber im letzten Monat war sie drei Mal übel gefallen, zwei Mal hatte sie sich den Mund an der Tischkante beziehungsweise auf der Tischplatte aufgeschlagen, überall war Blut gewesen, und wir mussten sie erst zum Notarzt, dann zum zahnärztlichen Notdienst bringen. Noch lange danach fasste sie sich jedes Mal an den Mund, wenn es irgendwo wehtat, egal wo sie sich gestoßen hatte. Aber jetzt war nichts passiert. Ich drückte sie an mich, sie legte den Kopf an meine Brust und weinte, aber schon bald hob sie ihn wieder und sah sich um, und ich konnte sie wieder absetzen. Als ich zur Bank zurückkam und mich wieder neben den anderen Vater setzte, war er in sein Buch vertieft, eine Bewegung ganz oben in meinem Blickfeld ließ mich hochschauen. Es war ein fallendes Blatt. Das heißt, es fiel nicht. Es drehte sich wie der Propeller eines Hubschraubers und segelte langsam durch die Luft.

Der Gedanke an unser Gespräch erinnerte mich an eine Lektüre vor einigen Monaten, es war eine Passage in *Über die Linie*, eine Diskussion zwischen Heidegger und Jünger, bei der Jünger etwas über Muster gesagt hatte, was mich damals tief beeindruckt und sich mit meinen übrigen Vorstellungen in solch einer Intensität und solch einem Fieber vermischt hatte, dass ich das Ganze auf einer der leeren Seiten unter dem Titel *Das Dritte Reich* notiert hatte. Ich dachte, es könnte die Grundlage für einen neuen Roman sein.

Ich erinnerte mich nicht mehr, was genau dort gestanden war, und ging ins Wohnzimmer, um nach dem Buch zu suchen. Linda legte die Zeitung beiseite, als ich hereinkam.

»Wann musst du morgen los?«, fragte sie.

»Die Maschine geht um sieben«, sagte ich. »So gegen fünf.«

»Bist du nervös?«

»Ein wenig. Aber morgen wird es noch schlimmer werden.«

Ich ließ meinen Blick über die Rücken im Bücherregal gleiten. Auf

dem unteren Brett waren alle Bücher ins Regal geschoben, einige so weit, dass sie in der Tiefe verschwanden. John war dafür verantwortlich, und ich hatte längst aufgehört, die Bücher wieder vorzuziehen, nachdem er erst einmal angefangen hatte, es vergingen ohnehin nur wenige Stunden, bis er sie wieder hineinschob. Mal sehen ... H. H. H.... Dort! Jünger/Heidegger *Über die Linie*.

»Baden!«, sagte Vanja.

»Sprich in ganzen Sätzen«, forderte ich sie auf.

»Baden!«, sagte sie noch einmal und sah Linda an.

»Darf ich«, sagte ich.

»Darf ich baden?«, sagte sie.

»Kannst du das übernehmen?«, fragte Linda.

»Ja, sicher«, meinte ich. »Aber du bringst sie ins Bett, oder?«
Sie nickte.

»In fünf Minuten«, sagte ich zu Vanja und blätterte in dem Buch, das ich in der Hand hielt. Das Zitat stand nicht, wie ich gedacht hatte, in Jüngers Text, sondern stammte aus einem Tagebucheintrag, den Anders Olsson im Nachwort sinngemäß zitierte:

Auf dem Rückweg am Strand entdeckten wir eine Muschelbank. Keine der Muscheln und Schnecken, die dort angespült waren, war größer als eine Bohne, viele waren kleiner als eine Erbse – aber es war das eigentliche Universum mit seinen Ovalen, Kreisen und Spiralen, ungefähr einen Fuß breit. Obeliskten, gotische und römische Bögen, Zacken, Lanzen, Nägel, Dornenkronen, Olivenbäume, Putenflügel, Gebisse, Reiben, Wendeltrep-pen, Knieschalen... Und alles von den Wellen geformt.

»Jetzt baden!«, rief Vanja.

»Bist du heute Abend ein kleines Baby?«, fragte ich.

»Baden!«, sagte Heidi.

»Baden!«, sagte John.

»Ich will mir nur gerade etwas in diesem Buch ansehen, dann gehen wir«, sagte ich. »Fünf Minuten.«

Ich schlug die letzten, leeren Seiten auf und las, was ich mir notiert hatte.

Lukrez – *Über die Natur der Dinge*
Nationalsozialismus
Afrika
Die Atombombe
Ein Mann allein auf Gotland
Eugenik

Atome
Naturwissenschaft
Biologie
Arten
Materialismus

Titel: Das Dritte Reich

Aristokrat

Masse

Hölderlin

Heidegger

Jünger

Mishima

Muster im Universum, das Große und das Kleine

Faust

Tiere, die kontrolliert werden können

Albertus Seba

Amerika, das entdeckt, aber in Ruhe gelassen wird

der Körper, das Blut
das Biologische
das Klare, Offene
das Heilige
das Dunkle

Das war alles.

Ich meinte mich an eine detaillierte Aufzeichnung konkreter Ideen zu erinnern, an ein Universum, in dem der Roman sich entfalten sollte, doch dies war nichts anderes als meine übliche Affinität zu bestimmten Worten und den Assoziationen, die sie in mir weckten. »Der Körper, das Blut«, »Biologie«. »Die Atombombe«. Und Lukrez' *Über die Natur der Dinge* tauchte in meinen Notizen seit Mitte der neunziger Jahre immer wieder auf.

Aber es *war* ein Roman. Tatsächlich. Eine Welt, beschrieben durch das Materielle und das Mechanische, Sand, Stein, Muscheln, Atome, Planeten. Keine Psychologie, keine Gefühle. Eine Geschichte, die anders war als unsere, aber ähnlich. Es sollte eine Beschreibung einer erfundenen Gesellschaft werden, in der alles kalt, unangenehm und unmenschlich ist, ein Roman über die letzten Tage, erzählt von einem Mann, der sich mitten in einer trockenen, heißen Sommerlandschaft allein in einem Haus befindet. Und ich hatte einen

Schluss, ich hatte Linda alles darüber erzählt, und sie hatte gestrahlt und gesagt, es sei großartig und fantastisch. Das *war* es!

»Wollen wir baden?«, fragte ich und stellte das Buch wieder ins Regal.

Die Mädchen rutschten vom Stuhl und liefen ins Badezimmer.

»Ja!«, sagte John und stapfte hinterher.

Als ich dazukam, hatten sie sich bereits ausgezogen und standen nackt vor der Badewanne. Ich nahm die Jif-Flasche vom Regalbrett unter dem Spiegel, klappte den grünen Deckel auf und spritzte Scheuermittel über den Boden der Wanne.

»Ein Hai!«, sagte Heidi, die sich über den Rand beugte. Sie meinte die Figur, die die Scheuermilch gebildet hatte.

»Sieht es so aus?«, fragte ich.

Sie nickte.

»Wenn ein Hai kommt, soll man ihm aufs Maul schlagen«, erklärte Vanja. »Dann erschreckt er sich.«

Mit einer Handbewegung zeigte sie, wie man ihm aufs Maul zu schlagen hatte. Ich befeuchtete einen Schwamm unter dem Wasserhahn des Waschbeckens und scheuerte die Badewanne aus. Dann spülte ich mit der Handdusche nach und sah zu, wie das Wasser das gelbe Scheuermittel mit sich riss, das sich an einigen Stellen in kleinen Wolken auflöste, steckte den mit Gummi überzogenen Metallstöpsel in den Abfluss, zog am Handgriff der Mischbatterie, fühlte mit der Hand, ob die Temperatur des dicken Strahls in Ordnung war, und richtete mich auf.

»Okay, springt rein!«

Während Vanja und Heidi in die Wanne kletterten, zog ich John aus. Er streckte eine Hand in die Luft, in der anderen hielt er eine Gummiente. Als ich ihm einen Ärmel ausgezogen hatte, nahm er die Ente in die andere Hand.

»Gut, John«, sagte ich, zog ihm den Pullover über den Kopf und warf ihn in den Korb mit der schmutzigen Wäsche, aus dem die Wäschestücke wie Blütenkronen herausquollen, knöpfte seine Hose auf, zog sie ihm aus, löste das Klebeband der Windel und hob ihn in die Wanne, wo er sofort anfang, mit beiden Händen zu plantschen.

»Ich habe heute eine Hexe auf der Straße gesehen, Papa«, sagte Heidi.

»Das war keine Hexe«, sagte Vanja. »Es war eine alte Frau.«

»Und wenn es doch eine Hexe gewesen ist?«, sagte ich und hockte mich vor sie.

»Es gibt keine Hexen«, erklärte Vanja.

»Bist du sicher?«, fragte ich.

Sie blickte mich lächelnd an.

»Ja«, meinte sie. Ich sah, dass etwas in ihr nein sagen wollte.

»Stellt euch vor, ich wäre ein Zauberer«, sagte ich.

»Du bist nur ein normaler Papa!«, rief Heidi.

Ich lachte und stand auf. Das Wasser reichte ihnen jetzt bis zum Bauch. Alle drei badeten liebend gern, so war es schon immer gewesen. Ich fragte mich, warum. Vielleicht hatte es mit Verwandlung zu tun, dass man sich plötzlich in einem anderen Element befand? Heidi legte die Hände auf den Wannенrand, stellte die Füße auf die andere Seite und bildete eine Brücke, sie rief *Sieh mal, Papa!* und ließ los, es platschte, und eine Kaskade von Tropfen traf mich.

»Lass das!«, rief ich. »Das kann gefährlich werden! Und sieh dir an, wie nass ich geworden bin!«

Sie lachte. John lachte auch. Und Vanja wollte es ihrer Schwester nachtun.

»Nein«, sagte ich.

»Nur ein Mal!«, sagte sie.

»Okay«, meinte ich und trat ein paar Schritte zurück. Das Platschen war diesmal noch stärker, rund um die Badewanne war der Boden nass.

Alle drei lachten. Als John es versuchen wollte, nahm ich seinen Arm und hielt ihn fest. Nein, nein, sagte ich. Doch, ich will, sagte er. Nein, sagte ich. Doch, sagte er. Na gut, sagte ich, nein, gab er nach, und damit war die Gefahr gebannt.

»Jetzt werden die Haare gewaschen«, erklärte ich.

»John zuerst«, meinte Vanja.

»Okay«, sagte ich. »Hast du das gehört, John?«

»Will nicht«, erwiderte er.

»Doch«, sagte ich, griff nach seiner Schulter und drückte ihn

vorsichtig zurück ins Wasser. Er wehrte sich, und als ich ihn weiter hinunterdrückte, fing er an zu weinen und um sich zu schlagen. Ich ließ ihn los.

»Na, was ist denn«, sagte ich.

Er hörte nicht auf zu brüllen. Ich nahm die Shampoo-Flasche mit dem Bild aus dem Pixar-Film *Cars*, die er selbst ausgesucht hatte, und spritzte mir die dickflüssige rote Flüssigkeit auf die Handfläche. Als die Haare gewaschen waren, bat ich sie aufzustehen, nahm drei Lappen von dem Stapel im Regal, seifte sie ein und wusch alle drei zwischen den Beinen. Es kam mir wie ein Übergriff vor, dieses Gefühl hatte ich jedes Mal, wenn ich es tat. Nicht auszudenken, jemand käme herein und überraschte mich, was würde er wohl denken, ein perverser Vater mit einem Lappen zwischen den Beinen seiner Töchter. Ich wusste, dass eigentlich nur ein Mann, der die Inzest-Hysterie in den achtziger Jahren erlebt hatte, so etwas denken konnte, aber es half nichts, ich wurde dieses Gefühl nicht los, und als sie sich wieder hinsetzten und ich die Lappen ausspülte, auswrang und an den Elektroradiator hängte, war ich ebenso erleichtert wie immer, dass niemand hereingekommen war und es gesehen hatte.

»Ziehst du den Stöpsel heraus, Vanja?«, fragte ich.

»Noch ein bisschen, Papa!«, sagte sie.

Ich schüttelte den Kopf.

»Es ist längst Zeit, ins Bett zu gehen.«

»Bitte, Papa«, sagte Vanja.

»Bitte, Papa«, wiederholte John.

»Nein«, beharrte ich. »Kommt jetzt. Wenn nicht, mach ich es.«

Vanja seufzte und zog den Stöpsel heraus. Um sie herum fing das Wasser an, sich zu bewegen. Als sie klein war, hatte Vanja vor dem kleinen Mahlstrom, der rund um den Ablauf entstand, Angst gehabt; ich wusste, dass sie ihn für etwas Lebendiges hielt, und sobald ich den Stöpsel herauszog, stieg sie, so schnell sie konnte, aus der Wanne, als würde sie vor einer großen Gefahr fliehen. Weder Heidi noch John hatten sich jemals vor dem Wirbel gefürchtet.

Jetzt gab ich Vanja die Hand, sie nahm sie und kletterte heraus, ich trocknete sie mit einem großen Handtuch ab und legte es ihr

über die Schulter, bevor sie aus dem Badezimmer lief. Dann trocknete ich Heidi ab. Ich genoss das Gefühl, sie abzurubbeln, wenn sie ganz stillstanden und warteten, bis ich fertig war, man könnte vielleicht sagen, beinahe wie ein Pferd, das gestriegelt wird. John saß noch in der Wanne und spielte mit dem Stöpsel, steckte ihn rein und zog ihn wieder raus, wieder und wieder. Er protestierte, als ich ihn heraushob, strampelte mit den Beinen wie eine widerborstige Katze, aber auch er stand ganz still, als ich ihn frottierte.

Ich wischte den Boden mit seinem Handtuch auf, hängte es über der Badewanne auf einen Ständer zum Trocknen und folgte den Kindern ins Wohnzimmer, wo Linda Heidi und Vanja ihre Schlafanzüge gegeben hatte. Die großen Badehandtücher lagen in einem Haufen auf dem Boden.

»Ich gehe noch mal raus und checke meine E-Mails«, sagte ich.
»Ist das in Ordnung?«

Seit dem Frühsommer funktionierte die Internet-Verbindung nicht mehr, es war durchaus möglich, dass wir nicht bezahlt hatten, es konnte sich aber auch um einen technischen Defekt handeln. Ich löste das Problem normalerweise, indem ich meinen kompletten E-Mail-Verkehr von einem Internet-Café aus erledigte, das unten am Platz lag.

»Ja«, sagte sie. »Ich überlege, ob wir noch irgendetwas zum Frühstück brauchen? Vielleicht könntest du Milch mitbringen? Und ein Brot?«

»Ich hatte eigentlich nicht vor, noch zum Supermarkt zu gehen.«

»Nein, nein, dann lass es«, sagte sie.

»Doch, doch. Ist schon gut. Milch und Brot.«

Die Luft auf dem Platz war kalt und beißend, und ich zog den Reißverschluss meiner Jacke hoch, bevor ich zum Internet-Café auf der anderen Straßenseite ging. Ich tauchte dort mindestens ein paar Mal am Tag auf, es passierte zurzeit einfach viel, mehrere Manuskripte gingen zwischen mir und dem Verlag hin und her, außerdem hatte ich mein Manuskript allen geschickt, über die ich geschrieben hatte, von ihnen bekam ich in unregelmäßigen Abständen Rückmeldungen. Der erste Roman war fertig, er würde in zwei Tagen er-

scheinen. Der zweite Roman war in der Endphase, er musste jetzt lektoriert und Korrektur gelesen werden; und die Menschen, über die ich darin geschrieben hatte, sollten ihn ebenfalls lesen dürfen. Wenn ich daran dachte, war mir, als würde ich innerlich anfangen zu brennen. Verzweiflung, Schuld und Angst waren die Gefühle, die in mir brannten, und ich konnte es nur ausblenden, indem ich mir sagte, noch wissen die Menschen ja nichts von all dem, allerdings half es immer weniger, denn bald kam der Tag, an dem ich das Manuskript Linda geben musste und sie lesen würde, was ich über unser Leben geschrieben hatte. Sie wusste nur, dass ich über uns geschrieben hatte. Sie ahnte nicht, was und wie. Sie hatte gesagt, ich solle alle Höhen und Tiefen schildern, ich solle nichts auslassen, im schlimmsten Fall würde ich sie als langweilig, grau und schwach beschreiben, als jemanden, den man auf Schwedisch als *mes*, als Feigling, bezeichnet, und jedes Mal, wenn ich sagte, ich hätte Angst davor, wenn sie das Ganze lesen würde, versicherte sie mir, dass es schon gut gehen würde. Es gibt nichts, wovor man Angst haben müsse, sagte sie. Ich kann alles ertragen, solange es die Wahrheit ist. Aber Linda war eine Romantikerin, sie akzeptierte die Entmutigungen und den alltäglichen Streit, solange es noch die Idee von etwas anderem gab, von unserer Liebe und unserem Glück. Sie konnte mich auf die aberwitzigste Weise beschimpfen und im nächsten Augenblick innerhalb von wenigen Minuten erklären, dass sie nie jemanden so geliebt habe wie mich, während ich Streit, Unzufriedenheit und Frustration vollkommen anders speicherte und akkumulierte, es lagerte sich in meinem Inneren wie Sedimente ab, wie eine Art Versteinerung der Gefühle, die mein Gemüt immer stärker verdüsterten, bis ich schließlich hart wie Stein war, unempfänglich für Versöhnung und Liebe. Darüber hatte ich geschrieben, und ich wusste nicht, ob sie mir vergeben konnte. Denn mit diesem Blick wurde sie gesehen.

Warum hatte ich es geschrieben?

Ich war so verzweifelt gewesen. Ich hatte das Gefühl gehabt, in mir selbst eingesperrt zu sein, allein mit der Frustration, diesem schwarzen Affen, der irgendwann enorm groß geworden war; ich hatte das Gefühl, es gäbe keinen Ausweg. Also: immer kleinere

Kreise. Immer größere Dunkelheit. Nicht diese existenzielle Dunkelheit, nicht die Dunkelheit, die von Leben und Tod, zerberstendem Glück oder zerberstender Trauer handelt, sondern diese kleine Dunkelheit, diesem Schatten auf der Seele, die eigene kleine Hölle des kleinen Mannes, so klein, dass sie eigentlich unaussprechlich ist, gleichzeitig aber alles ausfüllt.

Wollte ich darüber schreiben, musste ich wahrhaftig sein. Darin stimmte Linda mit mir überein. Aber sie kannte die Wahrheit nicht. Eine Sache war, es zu ahnen, was ihr Mann in seinen schwarzen Stunden dachte, etwas ganz anderes aber, darüber in einem Roman zu lesen. Denn es handelte sich um unser Leben. Um ihres, Lindas, und meines, Karl Oves. Es war das Leben, das wir hatten, ja, es war tatsächlich alles, was wir hatten.

Oh, verdammt, was für eine verfluchte Scheiße. Ich musste ihr das Manuskript geben und sagen, hier, lies, es erscheint in einem Monat.

Ich blieb vor dem Fußgängerüberweg stehen und wartete auf grünes Licht. Das große Einkaufszentrum neben dem Hotel hatte gerade geschlossen, so dass sich hier nur noch wenige Leute aufhielten, abgesehen vom Eingang von McDonald's und Burger King, wo immer Grüppchen von Jugendlichen herumhingen, meist Einwanderer. Ich wusste, dass viele Iraner nach Malmö gekommen waren, sie gehörten dem Volk an, das früher unter dem Namen Perser bekannt war. Das vor ziemlich genau zweitausendfünfhundert Jahren unter Xerxes einen Feldzug gegen die Griechen geführt hatte.

Erst vor wenigen Wochen hatte ich einen Roman von Eyvind Johnson gelesen, *Wolken über Metapont*, aus dem Jahr 1957. Es handelte sich um eines der eindeutig modernistischsten Bücher, die ich gelesen hatte, auf jeden Fall aus der Zeit des Modernismus, in der man sich für die Antike interessierte, wie Ezra Pounds *Die Cantos*, Hermann Brochs *Der Tod des Vergil*, James Joyce' *Ulysses* oder von mir aus auch Paal Brekkes *Ruderer aus Ithaka*. Wie all diese Bücher öffnet Johnson den Raum zwischen der antiken Literatur auf der einen und der Moderne auf der anderen Seite, war aber vielleicht in einem noch höheren Maß als die anderen Autoren von der Zeit dazwischen fasziniert. Der Roman beginnt direkt nach dem

Zweiten Weltkrieg in Süditalien, und die Ereignisse dort, die zum großen Teil aus der Reise eines schwedischen Schriftstellers auf den Spuren eines französischen Archäologen bestehen, den er in einem deutschen Konzentrationslager getroffen hat, wechseln sich ab mit Begebenheiten, die sich in dieser Landschaft im vierten Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung abgespielt haben. Ein Gut, ein Gutsbesitzer, seine Sklaven, von denen einer flüchtet und auf einem größeren Feldzug bis nach Asien kommt, alles bis ins kleinste Detail beschrieben. Nicht zuletzt die Wanderung einer enormen Menschenmenge von den Küsten des Mittelmeeres bis nach Babylon, durch eine immer fremder werdende Landschaft, war exakt und inspirierend geschildert. Aber das Befremdlichste an dem Buch war für mich nicht der antike Feldzug, oder waren nicht die antiken Sklavenquartiere, Ereignisse, die so lange zurücklagen, dass man ständig die Anstrengung des Autors spürte, sie lebendig werden zu lassen, sondern vielmehr das Italien des Jahres 1947. Die Landschaft ist öde und ereignislos, es geschieht wenig und nahezu unbemerkt, und obwohl ich wusste, dass andere Autoren, zum Beispiel lateinamerikanische Schriftsteller wie Márquez, Vargas Llosa, Cela oder von mir aus auch Cervantes dieselbe Landschaft mit einer selbstverständlichen Intensität hätten beschreiben können, ebenso wie die vor Liebe und Sehnsucht vibrierenden Menschen, so dass wir als Leser das Gefühl gehabt hätten, uns in der Mitte der Welt zu befinden, ist es doch gerade Johnsons Distanz zu dem Beschriebenen, der Abstand zu den Menschen, ihren Taten und ihrem Gefühlsleben, der entscheidend ist für das, was er vermutlich zeigen wollte, diesen Abgrund an Zeit, der uns von der Antike trennt, und dieses Gefühl der Sinnlosigkeit, das ihm entspringt. Nichts passiert hier, die Menschen sind lediglich Gäste in einer Landschaft, die der Boden in einem Meer von Zeit ist. Hin und wieder wird etwas verdichtet, zum Beispiel der Krieg zwei Jahre zuvor, doch die Wahrheit über den Krieg ändert sich nicht. Dies wird in den Abschnitten über den antiken Feldzug deutlich, der nichts Großes, Heroisches oder historisch Bedeutsames hat, sondern ständig in seine einzelnen Teile zerfällt, in das Knirschen der Speichenräder, den Staub rund um die Pferdeköpfe, den Traum des Einzelnen vom Reichtum, der Erniedrigung

des Einzelnen durch Verlust und Flucht. Doch das ist der Roman, das ist das Programm. Nicht zum Programm gehören die Schilderungen des Nachkriegs-Italien, weil sie in einem hohen Maß von einer Stimmung beeinflusst sind, der wir bereits fremd gegenüberstehen, mit der der Roman aber, im Gegensatz zur Antike, ganz nah und vertraut umgeht. Als ich das Buch las, kam mir das Italien des Jahres 1947 tatsächlich fremder vor als das Italien der Jahrhunderte vor Christus, vermutlich, weil das antike Italien auf Literatur beruhte, die ich kannte, während das Italien des Jahres 1947 auf nichts anderem basierte als dem Leben, so wie es sich damals abgespielt hat und das sich kaum an anderen Orten als dort so fand. Es ist uns heute unendlich fern, obwohl unsere Eltern und Großeltern damals bereits lebten. Ich kann mir nicht vorstellen, dass irgendeine Zeit so radikale Veränderungen erlebt hat wie unsere, die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts hat mit der ersten nahezu nichts zu tun, es scheint, als hätte es sich in zwei unterschiedlichen Welten abgespielt.

Ich sah den Eingang des Internet-Cafés vor mir. Ein neuer Angstschauer durchfuhr mich. Im letzten Monat hatte ich die fürchterlichsten E-Mails wegen meines Romans bekommen, und ich wusste, es würden weitere folgen, ich wusste nur nicht, aus welcher Ecke. Dies galt auch für das Telefon, jedes Mal, wenn es klingelte, erstarrte ich. So war es seit jenem Abend, als jemand angerufen hatte und mit dem Vergewaltiger Karl Ove Knausgård sprechen wollte, aber das war sieben Jahre her, und die Angst war mit der Erinnerung verblasst, mit dem Buch kam sie umso stärker zurück, denn über was ich schrieb, waren andere Menschen, das konnte ich nicht kontrollieren, und das, was ich in ihnen öffnete, konnten sie in mir öffnen, das wusste ich; alles, was ich je getan hatte, konnte gegen mich verwendet werden. Solange es privat war, solange es sich zwischen ihnen und mir abspielte, konnte ich damit umgehen. Es war fürchterlich, ich wurde jedes Mal von Angst gepeinigt, konnte mich kaum bewegen, saß paralytisch in einem Stuhl oder lag stundenlang im Bett, aber ich wusste, es würde vorübergehen, früher oder später hätte ich es überstanden und wäre in der Lage, den wahren Umfang der Angelegenheit zu erkennen. Aber wenn es öffentlich wurde...

Wenn jemand damit an die Presse ging ... Ich wusste nicht, ob ich das schaffen würde.

Die Ampel wechselte von Rot auf Grün, ich überquerte die Straße, der Wind wehte mir die Haare vor die Augen, ich strich sie zur Seite, klemmte sie mit einer Bewegung hinters Ohr, von der ich nur allzu gut wusste, dass sie feminin wirkte, aber notwendig war, lief über die Straße, ging die drei Treppenstufen hinunter zum Internet-Café, öffnete die Tür und trat ein. Innen war es nahezu finster, abgesehen vom Licht der an der Wand aufgereihten Bildschirme, an denen Jugendliche saßen und spielten. Sie riefen sich dabei irgendwas zu, vermutlich spielten einige die gleichen Spiele, bei denen es fast ausschließlich um Soldaten ging, die irgendeine Aufgabe in einer anderen, feindlichen Welt zu erledigen hatten, entweder in einer Stadt, einem Fabrikgelände, in einer Wüstenlandschaft oder in einem Wald.

Der Bursche am ersten Bildschirm drehte sich um.

»Hallo!«, grüßte er. »Wo warst du den ganzen Tag, Schriftsteller! Wir haben auf dich gewartet!«

»Hallo«, sagte ich. »Hast du eine Maschine für mich?«

»Nimm die Neunzehn.«

»Danke«, erwiderte ich. Ich ging zu Nummer neunzehn, zog den Stuhl unter dem Tisch hervor und setzte mich.

Ich öffnete den Browser und loggte mich in mein E-Mail-Programm ein. In den zwei, drei Sekunden, die vergingen, bis die Seite sich aufbaute, hielt ich den Atem an. Dann erschien eine Reihe von Namen, die ungelesenen Mails in einer fetteren Schrifttype. Ich warf einen raschen Blick darauf.

Nichts Schlimmes.

Die Anfrage eines Fernsehsenders, die Einladung einer Buchhandlung in einem Einkaufszentrum von Sørland, eine von einer Buchhandlung in Oslo und eine von einer Volkshochschule mitten auf dem Land. Ich bat Silje vom Verlag, die mir die Anfragen weitergeleitet hatte, höflich abzusagen. Sie informierte mich auch über eine Änderung bei den Interviews am nächsten Tag. *Aftenposten* hatte abgesagt, und *Bergens Tidende* schickte einen anderen Journalisten. So sah es jetzt aus:

9.00–9.45: NTB
Gitte Johannessen
Im Verlag

9.45–10.20: Bergens Tidende
Finn Bjørn Tønder, Telefoninterview
Im Verlag

10.30–11.15: Fædrelandsvennen
Tone Sandberg
Etoile

11.15–12.15: Morgenbladet
Håkon Gundersen
Etoile

12.15–12.45: Mittagessen

12.45–13.30: Dagsavisen
Gerd Elin Stava Sandve
Etoile

14.30–15.15: Søndagsavisa
Gry Veiby
Aufnahme bei NRK

15.15–15.45: NRK Radiofront
Siss Vik
Aufnahme bei NRK

Das Programm stimmte ungefähr mit dem überein, was ich bei Erscheinen meines letzten Romans *Alles hat seine Zeit* fünf Jahre zuvor absolviert hatte. Wenn ich sämtliche Interviews an einem Tag gab, musste ich mich nicht mehr als einen Tag mit den Medien beschäftigen. *Dagbladet* und *Dagens Næringsliv* hatten mich bereits vor einigen Tagen in Malmö interviewt, *Aftenposten* hatte abgefragt, und VG hatte kein Interesse, damit war alles erledigt.

Eigentlich wollte *Bergens Tidende* Siri Økland schicken, es war ärgerlich, dass sie nicht kam; vor zwanzig Jahren hatten wir in Bergen zusammen Literaturwissenschaft studiert, wir kannten uns damals

nicht wirklich, hatten uns aber immer begrüßt, ich empfand ein Gefühl von Sicherheit, weil wir zur selben Generation gehörten. Wenn ich mich in einer Interviewsituation unsicher fühlte, sagte ich so gut wie nichts, dann musste man mir jedes Wort einzeln aus der Nase ziehen, das ging immer schief. Vor dem Erscheinen meines letzten Buches hatte *Dagbladet* mit mir ein Interview in Stockholm geführt. Bis dahin hatte ich mit niemandem über das Buch geredet, ich war unsicher, worum es darin eigentlich ging und wie gut es überhaupt war, außerdem blieb bei dem gesamten Interview der Fotograf im Raum, wir saßen bei Saturnus, er behauptete, Tore Renberg gut zu kennen, und sah mich dabei mit so einem angedeuteten Lächeln an, das mich aus der Fassung brachte. Alles, was ich sagte, hörte ich mit seinen Ohren, es war der reinste Schwachsinn, Noahs Arche, Kain und Abel, die Engel und das Göttliche, nach einigen Minuten verstummte ich völlig, antwortete nur noch mit Ja oder Nein auf die Fragen der Journalistin, und wenn ich es mit einigen Betrachtungen und Überlegungen versuchte, wurde ich rot. Die ganze Zeit wollte ich sie bitten, den Fotografen wegzuschicken, um ein wenig freier reden zu können, aber ich traute mich nicht, also wurde es so, wie es wurde.

Kurz vor dem Interview hatte ich Gombrowicz' Tagebücher gelesen, zum fünften Mal versuchte ich, in sie einzudringen, zum fünften Mal hatte ich die ersten zehn Seiten gelesen, ohne weiterzukommen, und an eben diesem Nachmittag hatte ich das Buch beiseitegelegt. Doch die Journalistin bemerkte das Buch und strickte daraus eine kleine Nebengeschichte: »Knausgård liest Gombrowicz« hieß es in der Überschrift. Es verfolgte mich noch Jahre später. Mehrfach nahmen Zeitungen und Zeitschriften Kontakt zu mir auf und wollten, dass ich für sie über den polnischen Schriftsteller schrieb. Ich hatte lediglich die ersten zehn Seiten seines Tagebuchs gelesen, ich kannte weder seine Romane noch die Theaterstücke, und doch hielt man mich für einen Gombrowicz-Experten. Noch schlimmer wurde es, als ich Dag Solstad begegnete, denn er hatte wirklich großen Respekt vor Gombrowicz, für Solstad war er einer der wichtigsten Autoren, und da ich Solstad nicht gestand, dass ich Gombrowicz nicht gelesen hatte, als er gleich bei unserer ersten Begegnung über ihn sprach, musste ich ihm gegenüber auch weiterhin

so tun, als wäre ich ein Gombrowicz-Kenner. Einmal kam er zu mir und sagte, er sei bei einem Gombrowicz-Seminar in Stockholm gewesen und habe erwartet, mich dort zu sehen? Oh, ich hatte so viel zu tun, aber ich wäre gern gekommen, wirklich. Es war sicherlich ein interessantes Seminar, oder? Und so weiter, und so fort.

Ich schloss das E-Mail-Programm, ging nach oben und legte einen Zehner auf die Theke, öffnete die Tür und stieg die Treppe hinauf, hinaus in die zunehmende Dämmerung, die von den Scheinwerfern und gedämpften, beinahe summenden Motorengeräuschen dunkler Autos durchdrungen wurde.

Alle Kinder waren noch wach, als ich nach Hause kam. Sie riefen Papa, Papa, als sie das Geräusch der Haustür hörten. Ich zog mir die Schuhe aus, hängte meine Jacke an ihren Platz und stellte mich an die Tür des Kinderzimmers.

»Ihr müsst jetzt schlafen«, sagte ich.

»Aber wir können nicht schlafen«, erklärte Vanja, ihre Sprecherin in solchen Fällen. »Außerdem ist das so langweilig! Können wir nicht noch ein bisschen aufbleiben? Nur ein bisschen? Ein winziges kleines bisschen?«

»Nein«, sagte ich. »Es ist schon viel zu spät.«

Heidi, die im oberen Bett lag, hockte sich auf die Knie.

»Umarmung«, sagte sie.

Ich ging zu ihr, sie legte die Arme um mich und drückte ihre Wange so fest sie konnte gegen meine.

»Auch Umarmung!«, sagte John.

Er lag auf dem Rücken in seinem Gitterbett, das Kissen in den Händen. Er nahm dieses Kissen überall mit hin. Es war das Erste, was er wollte, wenn er aus der Kinderkrippe nach Hause kam. Kissen, will mein Kissen!

»Du musst aufstehen, wenn ich dich umarmen soll«, sagte ich.

Er tat es. Ich küsste ihn aufs Ohr, er kicherte. Als Einziger von den Kindern war er kitschig.

»Vanja?«, fragte ich.

»Nur, wenn wir noch ein bisschen aufbleiben dürfen«, erwiderte sie.

»Aber ich mache das doch nicht wegen mir«, erklärte ich, »sondern wegen dir.«

»Okay«, lenkte sie ein und beugte sich vor. Ich umarmte sie, streichelte ihr mit der Hand über den schmalen Rücken.

»Du Hübsche«, sagte ich. »Jetzt schläfst du. Okay?«

»Okay. Aber mach nicht die Tür zu.«

»Nein, nein«, versicherte ich.

Sie hatte ein klein wenig Angst vor der Dunkelheit, nicht viel, aber doch genug, dass Licht brennen sollte, wenn sie schlief. Einmal hatten wir Lindas Mutter auf dem Land besucht, und Vanja hatte Alpträume gehabt, sie war damals vielleicht anderthalb Jahre alt gewesen. Sie weinte, und als Linda sie fragte, was sie geträumt habe, meinte sie, sie habe vom Schwimmreifen geträumt. Es klang seltsam, doch einige Monate später erhielten wir die Erklärung. In einem Tierpark blieben wir vor einem Glaskäfig mit einem großen Waran stehen. Als Vanja ihn entdeckte, trat sie einen Schritt zurück und rief: »Der Schwimmreifen! Der Schwimmreifen!«

Nun lag sie da und sah mich an.

»Gute Nacht«, sagte ich.

»Gute Nacht«, antwortete sie. »Papa?«

»Ja?«

»Wer bringt mich morgen ins Bett?«

»Denk jetzt nicht daran. Schlaf.«

Vanja wollte, dass Linda alles übernahm und ich so wenig wie möglich tat. Der Gipfel des Glücks war für sie, zwei Abende hintereinander von Linda zu Bett gebracht zu werden. So war das, ich war die Nummer zwei in der Rangordnung und würde es immer bleiben, wenn niemand kam und meinen Platz einnahm. Aber es störte mich nicht, Linda war ihnen näher, so einfach war das.

Ich ging ins Wohnzimmer, Linda sah fern und drehte sich zu mir um. »Ich habe vergessen einzukaufen«, sagte ich.

»Macht nichts. Sind sie noch wach?«

»Ja.«

»Was machst du jetzt?«

»Ein bisschen packen. Und mir überlegen, was ich morgen anziehe. Und du?«

»Ich weiß nicht. Ich bin müde. Vielleicht gehe ich früh ins Bett. Ist vielleicht gar nicht so dumm, wo du morgen nicht da bist.«

»Ja«, sagte ich. »Aber es sind nur zwei Tage. Und deine Mutter kommt doch auch.«

»So habe ich es auch nicht gemeint. Es wird schon klappen.«

Ich ging ins Schlafzimmer und nahm zwei Hemden, ein paar Pullover, einige T-Shirts, zwei Hosen und zwei Anzüge aus dem Schrank, trug das ganze Bündel vor den Spiegel im Flur und fing an, mich umzuziehen. Ich hörte sie in ihrem Zimmer kichern, ich war es allmählich leid, ging ins Kinderzimmer und schaltete das Deckenlicht ein. Alle drei lagen in Vanjas Bett. Ich fasste John an einem Fuß und einem Arm, zog ihn zu mir, hob ihn hoch, legte ihn in sein Bett und tat dasselbe mit Heidi; alles wortlos und so energisch, dass es vermutlich schon grob war.

»So«, sagte ich dann. »Jetzt schlaft ihr. Habt ihr verstanden?«

»Ja, Papa«, sagte Vanja. »Aber sie sind zu mir gekommen. Ich konnte nichts dafür.«

»Ich verstehe«, sagte ich und löschte das Deckenlicht.

»Dummer Papa!«, sagte John.

Ich erwiderte nichts, ließ die Tür einen Spalt offen und fing an, mich anzuziehen. Eine schwarze Lindeberg-Jeans, ein blaues Ted Baker-Hemd und das graue Ted Baker-Jackett. Dann die Schuhe, ein Paar Fiorentina+Baker, die ich wie alle anderen Sachen vor ein paar Wochen in Edinburgh gekauft hatte. Ich war zu einem Literaturfestival eingeladen gewesen, und Yngve, Asbjørn und ein paar von ihren Kameraden waren mitgefahren, als es allerdings soweit war und ich vom Hotel zum Veranstaltungsort gehen sollte, bat ich sie, nicht mitzukommen und zuzuhören. Sie fanden es schon etwas eigenartig, zumal das Festival der Grund ihrer Reise gewesen war, aber sie akzeptierten es und gingen stattdessen essen. Vermutlich waren sie ebenso nervös wie ich, ob ich mich blamierte. Auf der Bühne wurde ich zusammen mit einem niederländischen Schriftsteller um die fünfzig interviewt, er trug einen exzentrischen, karierten Anzug, sprach Englisch mit einer perfekten Aussprache und hatte einen Roman geschrieben, der auf Dantes *Die Göttliche Komödie* basierte. Er hieß Marcel Möring und küm-

merte sich auf der Bühne um mich; offenbar hatte er gesehen, wie nervös und unsicher ich war; und hinterher, als wir mit einem Glas Wein vor uns Bücher signieren sollten und eine Schlange von Menschen vor ihm stand, die ihn alle für sein perfektes Englisch lobten und sagten, sein Buch höre sich unglaublich interessant an, während meine Seite völlig leer blieb, sagte er höflich, so habe er auch einmal angefangen, die Faustregel laute, dass im Ausland sowieso nichts passiere, aber das sei nicht schlimm, das Wichtigste sei gerade die Möglichkeit, in der Welt herumzureisen und Menschen kennenzulernen. Er gab mir seine Karte und verschwand mit seiner jungen Frau in die Nacht, während ich in einen Pub stapfte, um die anderen Norweger zu treffen. Am folgenden Tag kaufte ich mit Yngve ein, denn im Gegensatz zu mir war er stilsicher, wenn es um Kleidung ging. Nickte er, kaufte ich es, schüttelte er den Kopf, legte ich es zurück.

Unzufrieden wand ich mich vor dem Spiegel, die Hose passte nicht wirklich zum Jackett, und gab es nicht auch dieses verdammte Klischee mit Schriftstellern und Jacketts? Konnte man sich etwas Langweiligeres vorstellen?

Ich öffnete die Schranktür und sah mir die anderen Jacken an.

Ein anorakartiges Ding war gut, aber vielleicht nicht ganz das Richtige für ein Interview, um meinen Roman zu lancieren.

Im Kinderzimmer wurde es plötzlich sehr lebendig, ich hörte Weinen und Geheul. Ich riss die Tür auf und schaltete das Licht ein.

»Schluss jetzt! Ab ins Bett mit euch!«

John weinte, Heidi heulte. Vanja lag in der Mitte und hielt sich die Ohren zu. Ich zog John von den beiden anderen weg, diesmal mit einem besonders harten Griff, und setzte ihn in sein Bett. Wie im Gefängnis packte er mit beiden Händen die Gitterstäbe, weinte und beschimpfte mich. John hat mich gehauen!, rief Heidi, ich hob sie in ihr Bett.

»John ist noch so klein. Und er hatte bestimmt einen Grund. Ihr müsst jetzt schlafen. Du auch, John!«, sagte ich und drehte mich zu ihm um.

»Dummer«, schluchzte er. Ich hockte mich neben ihn.

»Ich bin nicht dumm«, erklärte ich. »Aber du musst schlafen. Du

darfst jetzt nicht mehr herumlaufen. Du siehst doch, was passiert. Du tust dir weh. So, jetzt leg dich hin.«

Merkwürdigerweise tat er, was ich sagte. Ich löschte das Licht, ließ die Tür einen Spalt offen, probierte die anderen Sachen an, ein Kleidungsstück nach dem anderen, in allen möglichen Kombinationen. Linda hätte es aufgeregt, das wusste ich, alles, was auch nur nach Eitelkeit roch, verabscheute sie. Vor einem Auftritt konnte ich mehr Zeit auf mein Aussehen verwenden als auf das, was ich sagen wollte. Wenn ich wusste, dass ich angesehen würde, war ich wie besessen. Es spielte keine Rolle, ob die Kleidung teuer oder billig war, neu oder alt, es ging um die eigentliche Handlung, Hemden anziehen, Hemden ausziehen, um die ständige Selbstkontrolle, gut, nicht gut, furchtbar, etwas besser, vielleicht das?

Nach einer halben Stunde, immer mit dem Gedanken im Hinterkopf, was Linda dazu sagen würde, ging ich zu ihr ins Wohnzimmer.

»Kann ich mich so sehen lassen?«

»Absolut«, sagte sie. »Du siehst super aus.«

Das sagte sie immer, aber ich wollte es trotzdem immer wieder hören.

Aus dem Kinderzimmer war ein kräftiger Schlag gegen die Wand zu hören.

»Was ist denn heute Abend los?«, sagte Linda.

Diesmal brauchte ich die Tür nur zu öffnen, und John flitzte über den Fußboden und Heidi die Leiter hinauf.

»Ganz im Ernst«, drohte ich. »Noch einmal, und ich werde wirklich böse.«

Sie lagen ganz still und sahen mich mit großen Augen an. Ich ging ins Badezimmer, nahm die Schere, die auf dem Brett unter dem Spiegel lag, und schnitt mir den Bart.

Auf dem Flur hörte ich Kindergetrappel. Vermutlich war es John oder Heidi.

»Ab ins Bett!«, rief ich.

»Aber ich bin hellwach!«, erklärte Heidi und stand in der Tür.

»Komm schon«, sagte ich, nahm sie auf den Arm und trug sie ins Bett. Ich blieb einige Sekunden vor der Tür stehen und wartete,

dann öffnete ich die Tür und sah, wie Heidi die Leiter herunterkletterte.

»Geh zurück«, befahl ich. »Los, ab ins Bett!«

»Aber ich bin hellwach«, protestierte sie. »Ich kann nicht schlafen.«

»Ich weiß, was wir machen«, sagte Vanja. »Wir fassen uns bei den Händen, schließen die Augen und fahren ins Ketchup-Land.«

»Okay«, resignierte ich. »Hauptsache, ihr schlaft jetzt.«

Sie fassten sich an den Händen, schlossen die Augen und lagen vollkommen regungslos da. Ich vermutete, dass sie im Kindergarten vom Ketchup-Land gehört hatten, und wollte eigentlich nichts davon wissen, es erfüllte mich mit einem leichten Unbehagen. Ketchup ist rot, Blut ist rot, Blut ist Tod. Und sie lagen mit geschlossenen Augen im Bett...

Ich ging zurück ins Badezimmer und schnitt mir weiter den Bart. Wieder hörte ich Schritte im Flur, jemand lief am Bad vorbei ins Schlafzimmer. Ich riss die Tür auf, und Heidi stand auf unserem Bett, drehte sich um.

»Du gehst jetzt in euer Zimmer und legst dich hin!«, brüllte ich. »Sofort! Ich habe es oft genug gesagt. Los jetzt. Marsch ins Bett! Du DARFST nicht länger auf sein. VERSTEHST DU?«

Sie sah mich an und fing an zu weinen.

Oh, Heidi.

»Ich wollte mir doch nur ein Buch holen«, schluchzte sie. »Erwachsene dürfen nicht auf Kinder böse sein!«

Mir tat sie so leid, dass ich beinahe auch angefangen hätte zu heulen. Glücklicherweise reagierte sie nicht mit einem Wutanfall, wie es hin und wieder vorkam, dann war es absolut unmöglich, sie zu trösten. Nein, sie weinte nur, und ich nahm sie auf den Arm, drückte den kleinen Körper an mich, trug sie ins Kinderzimmer und schaltete das Licht ein, um ihnen allen ein Buch vorzulesen. Heidi kroch in meine Arme, Vanja setzte sich auf und legte eine Decke um eines ihrer zahlreichen Stofftiere, während sie mit halbem Ohr zuhörte, während John über den Fußboden stapfte und mit allem spielte, was er finden konnte. Ich las ein Buch über einen der Mumins vor, der im Winter aufwacht, die Eltern liegen im Win-

terschlaf, er kann sie nicht wecken und geht auf eigene Faust nach draußen. Heidi wand sich und fragte mal dies, mal das – Warum lachen die über ihn? Es ist gemein, über andere zu lachen – Was sagte er da, Papa? –, während Vanja über ihre kindlichen Fragen kicherte und John mit seinen eigenen Projekten auf dem Fußboden beschäftigt war. Jetzt hatte er irgendetwas gefunden, das ein hohes, sirenenartiges Geräusch von sich gab, wenn er darauf drückte.

Als das Buch zu Ende war, und ich noch einmal das Licht ausgeschaltet hatte, wurden sie ruhiger. Ich ging zu Linda, die sich die Nachrichten ansah, und sagte, sie wären heute Abend aber merkwürdig unruhig gewesen. Sie erzählte, dass Heidi nach dem Kindergarten zwei Stunden geschlafen hatte, und auch John hatte heute lange geschlafen. Ich setzte mich, legte die Beine auf den Tisch und starrte in den Fernseher.

Eine Stunde später gingen wir ins Bett, gaben uns einen Gutenachtkuss und löschten das Licht. Ich war nervös und spürte plötzlich, dass es lange dauern würde, bis ich einschlief. Ich war nervös wegen des morgigen Tages und der Interviews, die mich erwarteten; aber nicht aus dem alten Grund, es war nicht so wie früher, als ich immer Angst hatte, mich zu äußern, eine Position einzunehmen und mit allem, was ich sagte, zitiert zu werden, weil ich fürchtete, wie ein Idiot dazustehen. Diesmal hatte ich Angst vor dem, was ich geschrieben hatte. Der Roman, der in zwei Tagen erscheinen sollte und der den Titel *Min kamp 1* trug, war in Einsamkeit entstanden. Abgesehen von Geir Gulliksen und Geir Angell hatte ihn bisher niemand gelesen. Einige wenige wussten, worüber ich schrieb, darunter Yngve, aber nicht, was in dem Buch stand. Nach einem Jahr, in der es für mich nur meine eigene Perspektive gab, konnte das Manuskript veröffentlicht werden. Vierhundertfünfzig Seiten, eine Erzählung über mein Leben, fokussiert auf zwei Ereignisse: die Scheidung meiner Eltern und der Tod meines Vaters. Die ersten drei Tage, nachdem man ihn gefunden hatte. Alles mit authentischen Namen, Orten und Vorkommnissen. Erst in dem Moment, als ich das Manuskript den Menschen schickte, von denen erzählt wurde, begann ich die Konsequenzen meines Tuns zu übersehen. Ende Juni

hatte ich das Manuskript verschickt, Yngve sollte der Erste sein. Über ihn hatte ich Dinge geschrieben, die ich gedacht und gefühlt, aber nie ausgesprochen hatte. Als ich mich damals an den Computer setzte und das Dokument an die E-Mail hängte, hätte ich das Ganze gern abgebrochen. Ich wollte den Verlag anrufen und erklären, dass in diesem Jahr doch kein Roman erscheinen würde.

Eine halbe Stunde saß ich so da. Dann klickte ich auf »senden«, und es war getan.

Am nächsten Tag fuhren wir zum Strand von Riebersborg, es war ein Sonntag und der Strand voller Menschen, wir fanden einen Platz direkt am Pier zum Badehaus. Das Badehaus hatte man in den ersten zehn Jahren des 20. Jahrhunderts gebaut, es stand ungefähr hundert Meter weit auf Pfählen im Wasser. John schlief im Kinderwagen, Vanja und Heidi plantschten am Ufer und sammelten Muscheln, Linda und ich saßen an Land und sahen ihnen zu. Nach einer halben Stunde wachte John auf, wir gingen im Badehaus ins Café, fanden einen Tisch im Freien direkt am Geländer zum Wasser, das um uns herum blinkte und glitzerte, setzten uns und aßen jeder ein Eis. Es war ungefähr so, als säße man an Bord eines Schiffes. Wir sahen die Brücke nach Dänemark auf der einen und den Turning Torso auf der anderen Seite, im Nordwesten war das Kernkraftwerk von Barsebäck im Dunst zu erkennen.

Ich sah alles: das bunte Treiben an dem langen Stadtstrand und dem breiten Fußweg dahinter, auf dem die Menschen auf Fahrrädern und Rollschuhen vorbeisausten, die Gebäudereihen aus den fünfziger oder vielleicht sechziger Jahren, die das letzte Bollwerk der Stadt gegen das Meer bildeten, den großen Lichtfänger, der hier in der Straße zwischen Schweden und Dänemark keineswegs dramatisch wirkte. Die Pärchen und Familien, die braungebrannt und in Sommerkleidung um uns herumsaßen, der hohe Himmel über uns, dessen Blau kein Ende nahm, erst gegen Abend würde er allmählich grau werden, die ersten Sterne würden ihn aus dem Raum dahinter durchdringen und seine enormen Entfernungen sichtbar werden lassen. Meine eigenen Kinder, die mit ihren kurzen Beinen auf ihren Stühlen saßen und mit ihrer eigenen Welt beschäftigt waren; Eis, Eispapier, tropfender Saft oder Sahne. Linda, die ihnen hin

und wieder mit einer Serviette den Mund abwischte, ihre Augen hinter der dunklen Sonnenbrille fast vollkommen verborgen. Ich sah all dies, aber wie einen Film, an dem ich selbst nicht beteiligt war, denn meine Gedanken und Gefühle waren ganz woanders. Ich dachte an Yngve, aber nicht bewusst, eher so, dass er mir ständig in den Sinn kam. Er war mein Bruder, wir waren zusammen aufgewachsen, ich hatte mich nahezu mein ganzes Leben an ihn gehalten. So nah hatten wir uns gestanden, dass ich mich mit ihm identifizierte, statt seine Schwächen und Begrenztheiten so zu akzeptieren wie ich meine eigenen, und die Verantwortung dafür übernahm, allerdings eher indirekt, durch Gefühle, die mich überkamen, wenn ich sah, wie er irgendetwas tat, oder hörte, wie er irgendetwas sagte, das ich so nicht gesagt oder getan hätte. Niemand wusste davon, am wenigsten er, denn wie konnte ich so etwas laut sagen? Manchmal bist du einfach nicht gut genug für mich?

Was hatte ich davon, wenn ich ihm sagte, wie es war? Wenn ich ihm meine Gefühle für ihn offenbarte? Im Verhältnis zu dem, was ich verlieren würde? Er könnte sagen fuck you, ich will nichts mehr mit dir zu tun haben.

Was würde ich dann machen? Die Stellen streichen? Oder stehenlassen und einen Bruder verlieren?

Ich würde sie stehenlassen und einen Bruder verlieren.

Es gab keinen Zweifel.

Warum?

War ich verrückt?

Vanja und Heidi hatten den unteren Teil ihrer Waffeln abgebissen, und nun hatten sie Probleme, das Eis aufzulecken, das an beiden Enden schmolz und tropfte. John hatte sich für ein Wassereis am Stiel entschieden, das war eigentlich einfacher, aber er war so klein, dass auch er große Schwierigkeiten hatte. Die Finger und sein Kinn waren rot und klebten vom Saft. Aber zumindest waren sie alle beschäftigt.

»Woran denkst du?«, erkundigte sich Linda.

»An Yngve«, antwortete ich.

»Ich glaube, es wird gut gehen«, sagte sie.

»Du hast gut reden«, murmelte ich.

Was ich über Linda geschrieben hatte, war weit schlimmer. Aber eins nach dem anderen.

Eine neue Welle aus Furcht und Scham überkam mich.

Zu Hause kontrolliere ich meine Mails mehrmals in der Stunde. Es war Sonntag, der Eingangsordner blieb den ganzen Tag leer. Yngve besuchte unsere Mutter in Jølster, und darüber war ich froh, weil er mit ihr über meinen Text reden könnte und danach vielleicht milder reagieren würde, dachte ich. Wir brachten die Kinder ins Bett und setzten uns noch eine Weile auf den Balkon; bevor wir zu Bett gingen, checkte ich die Mails ein letztes Mal: nichts.

Am nächsten Morgen war seine Mail im Eingangsordner.

Dein fucking Kampf lautete die Überschrift.

Ich stand auf, ohne die Mail zu lesen, ging auf den Balkon, setzte mich, rauchte und blickte über die Stadt, kalt und verzweifelt.

Aber ich musste die Mail lesen.

Was darin stand, stand darin, ob ich es nun las oder nicht.

Ich könnte es den ganzen Tag aufschieben, aber das würde nur das Leiden verlängern, und im Ergebnis wäre es ohnehin dasselbe.

Ich drückte die Zigarette aus und stand auf, ging ins Wohnzimmer, an der Küche vorbei, wo John mit einem Löffel in der Hand auf seinem Stuhl saß und Linda Zeitung las. Ins Schlafzimmer, auf den Stuhl, den Cursor auf die Textzeile, zwei Klicks, dort stand es.

Wollte dich nur ein bisschen erschrecken, aber es waren intensive Tage für mich, in denen ich das Leben Revue passieren ließ, ausgelöst durch deinen Text und weil ich alte Papiere und Briefe durchsehe, meine und deine.

Ich weiß nicht genau, ob ich über deinen Text oder unser Leben und unser Verhältnis schreiben soll, denn damit sollte doch unbedingt anders umgegangen werden, als es bisher der Fall war, oder etwa nicht? Wenn es um den Text geht, so gibt es einige Passagen, die extrem unangenehm für mich sind, wenn sie gedruckt werden, obwohl ich durchaus verstehe, warum du sie ins Manuskript genommen hast.

Bei der Passage mir dir, mir, Ingar und Hans wurde mir wirklich schwarz vor Augen. Dass du dich in gewissen Situationen für mich geschämt hast und schämst, habe ich verstanden und verstehe es noch immer. Das ist ein sehr heikler Punkt, denn es betrifft ja Seiten von mir, über die ich mir schmerzlich im Klaren bin – dass ich hin und wieder nicht ganz bei mir bin, dass ich schlecht über Dinge rede, die ich eigentlich nicht überdacht habe, dass ich eher die Rolle mag, ein Adorno-Leser zu sein, als Adorno tatsächlich zu lesen. Mittelmäßigkeit kombiniert mit mangelnder Selbsterkenntnis und großen Ambitionen kommt nicht besonders gut. Aber wenn ich es noch einmal lese, ist es nicht so schlimm ... denn es geht um dich und nicht um mich. Und es gab vermutlich keinen Platz für all die Male, an denen ich mich für dich geschämt habe!

» Wir haben uns selten in die Augen gesehen.« Ist es so schlimm, wie es hier scheint? Sehen wir uns weniger an als andere Menschen?

Und dass Yngve und Espen sich verabscheuen? Das stimmt für meinen Teil überhaupt nicht ... Ich dachte, Tore und Espen könnten sich nicht leiden?

Werde die nächsten Teile in den nächsten Tagen lesen, vielleicht rufst du mal an?

Yngve

Ich ging in den Flur und rief ihn an. Unser Ton war ein wenig unsicher. Er erzählte noch einmal, wie er die Lektüre empfunden hatte, war aber nicht wütend, ich hatte eher den Eindruck, als würde er die Kritik annehmen, und damit schwang etwas mit, das ich beinahe unerträglich fand, denn er hatte keinen Grund dazu. Dass wir einander nicht in die Augen sahen und uns nie die Hand gaben, ja, uns eigentlich nie berührten, darüber konnten wir nicht reden, das war absolut unmöglich, doch als er einige Wochen später mit sei-

nen beiden Kindern, Ylva und Torje, zu Besuch nach Malmö kam, erwiderte er meinen Blick und streckte die Hand aus, als ich die Tür öffnete. Keine Ironie, keine Subtilitäten, er wollte es einfach nur richtigstellen. Ich hatte Tränen in den Augen, ich musste den Blick senken.

Nachdem Yngve den Roman gelesen hatte, verschob ich den Versand an die anderen Personen, über die ich geschrieben hatte. Mir graute den ganzen Sommer davor, bis ich Anfang August, einen Monat vor Erscheinen, all meinen Mut zusammennahm. Ich schickte eine E-Mail an Jan Vidar und fragte, wie es ihm ginge, bekam einige Stunden später die Antwort, ihm und seiner Familie gehe es gut, morgen wolle er mit einigen Freunden zum Angeln, im Sommer führen sie wie immer auf die Finnmarksvidda. Ich hatte einige Jahre keinen Kontakt zu ihm gehabt, das letzte Mal hatte ich ihn in Kristiansand gesehen, als ich nach *Außerhalb der Welt* mit einem neuen Roman begann. Es war beinahe zehn Jahre her. In dem Roman, den ich jetzt veröffentlichte, war er einer der wichtigsten Charaktere. Wir waren im Alter von ungefähr dreizehn bis siebzehn Jahren die besten Freunde gewesen, dann hatten wir uns aus den Augen verloren. Es waren wichtige Jahre gewesen. Wir waren nach Tveit gezogen, ich fing auf einer neuen Schule an, kannte niemanden, dann lernte ich ihn kennen, wir wurden Freunde und verbrachten sehr viel Zeit miteinander, nicht zuletzt mit der Band, die wir gründeten. Als ich anfang, über diese Zeit zu schreiben, war sie mir sehr viel näher, als ich vermutet hatte. Die Atmosphäre in unserem Haus, der Wald dahinter, der Fluss im Tal, all das, was wir zusammen unternommen hatten, im Grunde genommen war es nichts und doch alles. Wer Jan Vidar eigentlich gewesen war, wurde mir zum ersten Mal klar, als ich in Malmö darüber schrieb, mehr als zwanzig Jahre später.

Ich hatte ihn gegoogelt, und neben einigen Treffern bei seinem Namen im Falle von Angelwettbewerben stieß ich auf eine Band, in der er offenbar spielte. Einige ihrer Songs gab es im Netz. Ich hörte sie mir an. Es war eine Blues-Band, er spielte Gitarre, und seine Soli waren unglaublich gut. Was war passiert? Als wir zusammen

spielten, hatte es fürchterlich geklungen. Mein Spiel hatte sich seit damals nicht wesentlich verbessert, es klang immer noch so, wie es geklungen hatte, als ich fünfzehn war. Aber er war ein Virtuose geworden. Da ich ihn all die Jahre nicht gesehen hatte, war das kaum zu begreifen. Für mich war er noch immer siebzehn Jahre alt.

Ich schickte ihm das Manuskript und hoffte das Beste.

Ich schickte es auch einem anderen alten Freund, Bassen, er tauchte im Buch nur kurz auf, aber er war für mich wichtig gewesen; wir hatten länger Kontakt gehalten, ich hatte noch immer seine Telefonnummer. Er las das Manuskript sofort und hatte keinerlei Einwände, dass ich seinen Namen und seine Person verwendete, aber das Gespräch mit ihm war dennoch beunruhigend, denn er meinte, es könnte Ärger geben, ich sollte mich auf einen Rechtsstreit vorbereiten. Diese Möglichkeit war mir bis dahin nie in den Sinn gekommen, wir redeten lange darüber. Bassen war Kriminologe, arbeitete im Amt für Statistik und wusste, wovon er sprach. Ich dachte, er würde übertreiben, aber sein ernsthafter Ton gab mir zu denken. Klagen? Schadenersatzforderungen? Weil ich die Geschichte meines eigenen Lebens aufschrieb? Sollte jemand so reagieren, würde ich den Namen ändern, nichts leichter als das.

Eine andere wichtige Figur war Hanne, meine erste richtige Liebe, einst mein Ein und Alles. Wir wurden nie ein Paar, und abgesehen von einer kurzen Begegnung in Bergen hatten wir uns seit damals nicht mehr gesehen. Auch sie wurde mit meinem unreifen Blick gesehen, der darüber hinaus noch von Liebe und Überheblichkeit gefärbt war.

Ich versuchte, ihre Adresse zu ermitteln, fand sie aber nicht im Netz, sie stand auch nicht im Telefonbuch. Ich rief Bassen noch einmal an, wir drei waren in einer Klasse gewesen, er hatte eine Telefonnummer, die vermutlich ihr gehörte, ich rief an, aber niemand nahm ab. Ich rief noch ein paar Mal an, nie war jemand zu Hause.

Tonje, meine erste Ehefrau, spielte im Roman so gut wie keine Rolle, nur in den Teilen, die vom Tod meines Vaters handelten, aber ich schickte ihr das Manuskript trotzdem und teilte ihr mit, dass noch fünf weitere Romane folgen würden, und in einem davon würde sie sicher größeren Raum einnehmen als in diesem Teil.

Schließlich schickte ich das Manuskript meinem Onkel Gunnar. Er war zehn Jahre jünger als mein Vater, und das bedeutete, dass er noch ein kleiner Junge gewesen war, als sein älterer Bruder heiratete und sein erstes Kind bekam. Aus meiner Kindheit erinnerte ich mich an ihn als einen jungen Mann in den Zwanzigern, der vollkommen anders war als Vater. Gunnar trug lange Haare, er konnte Gitarre spielen und hatte ein Boot mit einem Zwanzig-PS-Mercury-Motor. Einmal hatte er Yngve ein Autogramm des Fußballers Svein Mathiesen besorgt, das war großartig gewesen, es hätte mich nicht gewundert, wenn Yngve das Autogramm noch immer besaß. Gunnar war wie Yngve jemand, zu dem ich aufblickte, und jedes Mal, wenn wir unsere Großeltern in Kristiansand besuchten, hofften wir, dass er dort war oder mit dabei war, wenn sie uns besuchten. Zu meiner Teenagerzeit hatte er geheiratet, seine Familie wohnte in einem Einfamilienhaus und verbrachte im Sommerhalbjahr ihre freien Tage in der Hütte, die Großvater und Großmutter in den fünfziger Jahren gekauft hatten und die Gunnar nach und nach übernahm. Er war ein Spaßvogel, hatte immer ein Wortspiel parat und glich in dieser Beziehung ebenfalls Yngve, und er war verantwortungsbewusst, in den letzten zehn Lebensjahren unserer Großeltern hatten er und seine Frau ihnen bei allen Dingen geholfen, für die sie Hilfe benötigten. Als Vaters fester Griff sich um mich und alles andere löste, änderte sich Gunnars Rolle in meinem Leben. Vermutlich blieb er sich treu, denke ich, aber meine Haltung zu ihm veränderte sich. Er wurde jemand, der meine Entwicklung verfolgte. Damals fing ich an, für Lokalzeitungen zu schreiben, und ich spürte, dass ihm überhaupt nicht gefiel, wie ich mich zur Schau stellte, gleichzeitig ließ ich mich gehen, schwänzte die Schule, trank ziemlich viel und rauchte sogar Hasch, eine unerhörte Entgleisung, und aus irgendeinem Grund war ich davon überzeugt, dass Gunnar im Gegensatz zu allen anderen Bekannten und Verwandten davon erfahren hätte, es belastete unser Verhältnis. Nachdem ich als Achtzehnjähriger von zu Hause ausgezogen war, hatte ich mehrere Jahre kaum Kontakt zu ihm, doch die wenigen Male, bei denen ich bei ihm zu Besuch war, spürte ich, dass seine Kinder vollkommene Vertrauen zu ihm hatten, und dafür respektierte ich ihn. Als ich

Mitte zwanzig war und Vater immer mehr trank, wurde Gunnar zum Repräsentanten für alles Ordentliche und Anständige, das mir im Gegensatz zu meinem Vater erstrebenswert erschien, auf diese Weise nahm Gunnar für mich eine Art Vaterrolle ein und wurde gleichzeitig eine Art Über-Ich. Wenn die Spüle mit Bier- und Weinflaschen vollstand, dachte ich: Was würde Gunnar wohl sagen, wenn er jetzt hereinkäme und es sähe? Jedes Mal, wenn ich etwas Grenzüberschreitendes tat, tauchte Gunnar in meinen Gedanken auf. Es hatte nichts mit seiner Person zu tun, ich war selbst dafür verantwortlich, aber es gab durchaus einen Grund: In dem Sommer, in dem ich den Text schrieb, der mein Debütroman werden sollte, wohnte ich bei meiner Mutter in Jølster, ich war achtundzwanzig Jahre alt, und eines Nachmittags, als ich Großmutter's Schwester Borghild besuchte und mich mit ihr unterhielt, wie das Leben auf dem Hof früher gewesen war, weil ich dachte, ich könnte es möglicherweise für den Roman verwenden, erschien Gunnar bei Mutter und wies sie zurecht, weil ich so ein Taugenichts und Faulenzer war, aus dem nie etwas werden würde. Mein Vater könne die Verantwortung für mich nicht übernehmen, also müsse meine Mutter es tun, erklärte er, und auf keinen Fall dürfe sie meinen weltfremden Traum vom Schreiben unterstützen. Ich sagte mir, dass diese Zurechtweisung auch einer gewissen Fürsorge entsprang, und war gespalten: Auf der einen Seite wollte ich Schriftsteller werden und war bereit, was auch immer dafür zu opfern, zudem reizte mich das Grenzüberschreitende, denn seit meinen Teenagerjahren hatte ich alles Bürgerliche und Gesetzte gehasst. Auf der anderen Seite flößte mir das Grenzüberschreitende auch Angst ein, und der Reiz des Bürgerlichen, Gesetzten und Geborgenen war mindestens ebenso groß, es war ein wichtiger Grund für meine Heirat und mein Studium an der Universität. Meinem Vater war ich egal, und als Gunnar mein Leben missbilligte, hatte das für mich auch etwas Positives: Zumindest kümmerte ihn das, was ich tat.

Und möglicherweise war er ja ebenfalls gespalten. Als Vater im Haus von Großmutter starb und ich nach Kristiansand fuhr, das Haus putzte und die Beerdigung arrangierte, lud er mich eines Tages zu einer kurzen Verschnaufpause auf die Hütte ein; wir gingen

zusammen über die Wiesen und zwischen den Bäumen spazieren, er erzählte, wer Vater für ihn gewesen war, und ich hatte das Gefühl, als würden wir uns näherkommen, als wolle er es mit mir teilen. Im Spätsommer hatte er Mutter noch einmal besucht, jeden Sommer machten sie Urlaub an einem Ort, von dem aus er in ein paar Stunden Mutter erreichen konnte, da war er voll des Lobes über Yngve und mich, wie gut wir mit der Situation nach Vaters Tod umgegangen seien. Nur wenige Wochen später erschien mein erster Roman, und alles war wie zuvor. Mein Vater und die Brüder meines Vaters kamen im Buch vor, nicht eindeutig erkennbar, aber deutlich genug, dass alle, die sie kannten, wussten, wem die Protagonisten nachempfunden waren. Als ich Gunnar das Buch schickte, legte ich einen Brief bei, in dem ich ein bisschen über mein Verhältnis zu meinem Vater und über meinen Respekt für Gunnar als Vater schrieb. Vermutlich tat ich das, weil ich ahnte, wie er auf das Buch reagieren würde, es war ein Versuch, ihn im Vorhinein zu besänftigen. Er tobte wegen dem Buch, doch statt mit mir zu telefonieren oder mir zu schreiben, rief er meine Mutter an, um mich zu beschimpfen. Sie weigerte sich, die Verantwortung für das, was ich tat oder schrieb, zu übernehmen, und erklärte, ich sei ein erwachsener Mann, sie könne sich da nicht einmischen. Ein halbes Jahr später rief er schließlich doch bei mir an, da war der Roman mit dem norwegischen Kritikerpreis ausgezeichnet worden. Ich wohnte in einem Hotel in Oslo und hatte den Preis gerade entgegengenommen, als ein Mann anrief und sich mit einem Namen vorstellte, den ich nicht kannte. Aber die Stimme kam mir bekannt vor, und ein paar Sekunden später begriff ich, dass es sich um Gunnar handelte, er hatte sich mit dem Namen vorgestellt, den ich einem von Vaters Brüdern im Roman gegeben hatte. Er wollte gratulieren, und abgesehen davon, dass er sich erkundigte, ob wir zur Feier des Tages nicht ein bisschen Wein trinken würden, war es eine angenehme Unterhaltung. Danach trafen wir uns bei Großmutter's Begräbnis und der Testamentseröffnung, und als ich irgendwann einmal im Sommer mit Linda, Vanja und Heidi meine Mutter besuchte, klingelte es plötzlich an der Tür, er wolle nur mal Hallo sagen, den Kaffee, den ich ihnen anbot, lehnten sie ab, nein, danke, wir sind auf

dem Weg nach Süden und kamen gerade vorbei, auch setzen wollten sie sich nicht, nein, auch das nicht, so blieben wir im Vorgarten stehen und wechselten vielleicht drei, vier Minuten Höflichkeitsfloskeln, bevor sie wieder zum Auto gingen und davonfuhren. Linda und die Kinder schliefen, ich wollte sie wecken, damit sie wenigstens die Kinder sähen, aber auch das lehnte er ab, sie wollten nicht ungelegen kommen, und als sie gefahren waren, amüsierten wir uns ein wenig über den Auftritt, da es sich ganz offensichtlich um nichts anderes als eine Pflichtübung gehandelt hatte.

So war die Situation, als ich ihm den neuen Roman schicken wollte. Ich wusste, dass er ihn nicht mögen würde, und der Gedanke an seine Reaktion machte mir Angst. Aber es gab keine Alternative. Am letzten Julitag des Jahres 2009, anderthalb Monate vor Erscheinen des Romans, setzte ich mich an den Computer und schrieb ihm einen Brief.

Lieber Gunnar,

es ist lange her. Ich hoffe, dir und deiner Familie geht es gut. Ich war im Frühjahr in Kristiansand auf einem Dramatik-Seminar und wollte eigentlich vorbeischaun, doch dann musste ich plötzlich zu einer Beerdigung nach Ålesund – Sissels Schwester Ingunn war gestorben – und hatte keine Zeit mehr. Auch Sissels Schwager Magne, der mit Kjellaug verheiratet war, starb im Frühjahr, es war ein hartes Jahr für Mutter. Hier in Malmö ist jedoch alles in Ordnung, alle drei Kinder gehen jetzt in den Kindergarten, und Vanja beginnt im nächsten Herbst mit der Schule, bald sind die schlimmsten Kleinkindjahre überstanden.

Aber nicht deshalb schreibe ich dir heute. Die Sache ist die, dass ich sechs autobiographische Romane verfasst habe – drei erscheinen im Herbst, drei im Frühjahr –, die verschiedene Abschnitte meines Lebens beschreiben und zum Ausgangspunkt haben, dass alle Namen und Ereignisse authentisch sind, das heißt, das Erzählte ist geschehen, wenn auch nicht bis ins kleinste Detail. Der erste Roman erscheint Ende September und besteht aus zwei Teilen – ein Teil spielt in Tveit im Winter und

Frühjahr 1985, das heißt, als Mutter und Vater sich trennten und Vater sein neues Leben mit Unni begann, der andere Teil handelt von den Tagen in Kristiansand nach seinem Tod. Du kommst im ersten Teil vor und fährst mich an Silvester zu einem Freund, und du tauchst auch im zweiten Teil auf, als du mit Tove zu Großmutter's Haus gekommen bist und beim Aufräumen und Säubern geholfen hast. Dein Bild an sich ist natürlich sympathisch, denn so denke ich über dich, das Schwierige und Schmerzhaftes bezieht sich nicht auf dich, es bezieht sich natürlich auf die Tatsache, dass ich das Innenleben unserer Familie bloßlege, worum weder du noch sonst jemand aus der Familie gebeten hat. Auf der anderen Seite ist dies ein Buch über mich und meinen Vater, es geht um meinen Versuch, ihn und das, was mit ihm passiert ist, zu verstehen. Um das zu tun, bin ich gezwungen, bis zum Kern vorzudringen, in das Inferno, das er ganz am Ende entfachte, wo er nicht nur sich selbst und ihr Haus ruinierte, sondern auch Großmutter's letzte Jahre, abgesehen davon, dass er auch allen anderen um sich herum schadete. Warum hat er das getan? Was hat ihn dazu gebracht? Steckte das schon immer in ihm, also auch, als wir aufwuchsen? Ich weiß nicht, ob du es weißt, aber mein Vater hielt mich in einer Art Klammergriff umfassen, auch noch nach seinem Tod, und wenn ich meine Geschichte erzählen soll, bin ich gezwungen, genau dorthin zu gehen. Dass diese Geschichte auch andere berührt, darunter und vielleicht vor allem dich, quält mich sehr, gleichzeitig sehe ich aber keine andere Möglichkeit. Es war Vater, der all diesen Verfall und all das Entsetzen verursacht hat, niemand sonst hatte Schuld, aber ich kann nicht darüber schreiben, ohne nicht auch die Zusammenhänge zu berücksichtigen, in denen es passierte. So ist das. In diesen Tagen sende ich das Manuskript allen, die darin eine Rolle spielen. Yngve hat alles gelesen, Mutter ebenfalls. Nun sende ich es also dir, ich habe es dieser E-Mail angeheftet. Wenn du willst, dass dein Name verändert und dein Hintergrund anonymisiert wird, mache ich das natürlich. Es ist nicht schwierig, und das Problem ist ohnehin ein anderes: dass etwas, was deiner Ansicht nach

in Frieden ruhen sollte, was den Blicken aller entzogen sein sollte, nun wieder hervorgeholt und präsentiert wird. Noch einmal, es tut mir leid, aber er war mein Vater, und es ist meine Geschichte, die ich erzähle, und die sieht leider so aus.

*Alles Gute,
Karl Ove*

In den ersten Tagen kontrollierte ich meine Mails mehrfach in der Stunde. Jedes Mal, wenn das Telefon klingelte, schlug die Angst zu. Aber nichts geschah. Ich hielt es für ein gutes Zeichen, er las den Roman und überlegte genau, was er sagen und wie er reagieren sollte. Entweder hatte ich Recht, oder er war in der Hütte.

Erst am fünften Tag hörte ich von ihm. Als ich seinen Namen im Eingangsordner sah, stand ich auf und ging auf den Balkon, setzte mich, rauchte und nahm meinen Mut zusammen. Die Kinder waren im Kindergarten, es war still in der Wohnung, aus der Stadt waren die üblichen Geräusche zu hören. Es gab Schlimmeres, als dass er böse auf mich war, dachte ich, weil ich über das schrieb, was passiert ist. Das würde vergehen. Ich musste mich nur damit abfinden, dann würde es schon vergehen.

Ich hatte getan, was ich getan hatte. Ich hatte nicht nur eine Entscheidung getroffen, dass ich es so tun wollte, sondern ich hatte mit dieser Entscheidung über ein Jahr gelebt und gearbeitet. Der Wunsch eines einzigen Menschen konnte daran nichts ändern.

So dachte ich. Aber so fühlte ich nicht. Ich fühlte mich, als wäre ich klein und hätte etwas falsch gemacht. Ich hatte Angst, dass Vater böse auf mich wurde. Es gab nichts Schlimmeres. Als ich von zu Hause auszog und erwachsen wurde, begleitete mich diese Angst ständig, und ich tat alles, was ich konnte, damit sie nicht Besitz von mir ergriff. Vater war nicht länger in der Nähe, die Angst vor seiner Wut übertrug sich auf alle anderen: Ich war zwanzig Jahre alt und starb vor Angst, ob andere Menschen böse auf mich waren. Es verschwand nie. Als ich im Alter von dreiunddreißig Jahren nach Stockholm gezogen war, steckte diese Furcht noch immer in mir. Linda, die ich dort kennenlernte und mit der ich Kinder bekam,

war temperamentvoll und bei ihren Ausbrüchen häufig ungerecht, ich ließ mich davon einschüchtern; hob sie auch nur im Geringsten die Stimme, war ich verängstigt und hoffte nur, dass es vorüberging. Sogar mit vierzig Jahren saß ich an einem Vormittag im August 2009 noch auf dem Balkon und hatte Angst, dass jemand böse auf mich war. Gab ich jemandem Veranlassung dazu, hatte ich Angst und war so verzweifelt und voller Schmerzen, dass ich nicht wusste, wie ich es überleben sollte.

Die Angst, jemand könnte auf mich böse sein, war die Angst des Kindes, sie gehörte nicht in die Welt der Erwachsenen, dort war sie tatsächlich unerhört, aber irgendetwas in mir hatte diesen Schritt nie getan, war niemals erwachsen und abgehärtet worden, das Gefühl des Kindes lebte im Geist des Erwachsenen weiter. Der erwachsene Mensch, also ich, befand sich ganz in der Gewalt dieses kindlichen Gefühls, und dieses Gefühl konnte so schmerzhaft sein, dass ich es nicht ertrug, gleichzeitig wusste ich aber, dass ich erwachsen war; dieses Gefühl und alles, was sich damit verband, war zutiefst unwürdig. Wie konnte es dazu kommen? Hätte ich ein starkes und ausgeprägtes Selbstwertgefühl gehabt, hätte ich in mir geruht, hätte ich sagen können, dies mache ich und dafür stehe ich ein, und wenn jemand anderer Meinung ist, dann nehme ich die Konfrontation an. Aber ich hatte kein starkes und ausgeprägtes Ego, das in sich ruhte, es war ganz und gar auf den Ansichten und Meinungen anderer aufgebaut. Was ich selbst meinte, war zweitrangig. Ich lebte noch immer in der Welt, die mein Vater für mich geschaffen hatte und in der meine sämtlichen Handlungen im Grunde darauf hinausliefen, etwas falsch zu machen. Es gab keine festen Regeln für das, was falsch war, er definierte es ständig neu. Dieses Problem nahm ich mit ins erwachsene Leben, wo es eigentlich nicht mehr existierte, nur noch in mir. Mein Vater war tot, schon seit elf Jahren. All dies wusste ich, aber es half nichts, es zu wissen, es fand seinen Weg durch die Gewissheit und machte, was es wollte. Ich konnte es lediglich beobachten und ertragen.

Ich stand auf und ging ins Schlafzimmer, wo der internetfähige Computer stand. Ich öffnete die Mail. Sie war kurz, und es gab keinen Grund zur Angst.

Hallo, Karl Ove.

Würdest du mir freundlichst die E-Mail-Adresse(n) deiner Kontaktperson(en) im Verlag senden.

Gunnar

Ich las die Mail mehrfach und versuchte, ihren Inhalt zu interpretieren. Er hatte nicht »Lieber« geschrieben, wie ich es getan hatte, aber wäre er wütend, hätte er wohl auch nicht mit »Hallo, Karl Ove.« begonnen? Der Punkt hinter meinen Namen zeigte deutlich, dass es keinerlei Enthusiasmus gab, sonst hätte dort ein Ausrufezeichen gestanden – allerdings lag ihm und seinem Charakter das meiner Meinung auch nach nicht –, ein Komma oder gar nichts. Ein Komma oder gar nichts wäre neutral und sachlich gewesen, ein Punkt war eine Markierung, hier gibt's nichts an der Tür. Der Gebrauch von »freundlichst« wies in die gleiche Richtung. »Freundlichst« war formell, formeller, als es das Verhältnis zwischen Onkel und Neffe eigentlich vorsieht, ich begriff also, dass er das Manuskript missbilligte. Gleichzeitig blieb er höflich, das deutete zumindest darauf hin, dass er nicht tobte, dachte ich, sonst hätte er die Höflichkeitsfloskeln doch übersprungen? Dass er nichts vor seinen Namen schrieb, weder »Grüße« noch »Alles Gute« oder irgendetwas anderes Freundliches, ging in die gleiche Richtung wie der Anfang, es war eine Art nüchtern-formelles Ersuchen, das ich vor mir auf dem Bildschirm sah. Ich wusste, dass er mich nie gemocht hatte und mich für einen hielt, der seinen Kopf zu hoch trug, für jemanden, der anders sein wollte, nur um anders zu sein, einer, der glaubte, er wäre mehr, als er tatsächlich war, außerdem ohne jegliches Verantwortungsgefühl und jedweden Ordnungssinn, und daher interpretierte ich die Nüchternheit des kurzen Schreibens eher als Ausdruck dafür und nicht als seine Ansicht über den Roman. Dass er um die Adressen meiner Kontaktpersonen im Verlag bat, war auch eine gute Sache, es ließ vermuten, dass er seine Einwände mit ihnen und nicht mit mir diskutieren wollte. Die allergrößte Angst hatte ich vor einem direkten Kontakt mit ihm. Schrieb er an den Verlag, dann kaum, um sie zu beschimpfen.

Ich schickte ihm die E-Mail-Adressen und Telefonnummern des Verlagsleiters Geir Berdahl und des Cheflektors Geir Gulliksen. Dann ging ich ins Arbeitszimmer. Die Arbeit, die vor mir lag, war enorm und unüberschaubar. Im April hatte ich dem Verlag zwölfhundert Seiten geschickt, wir waren immer davon ausgegangen, dass es sich um einen Roman handelte, der im Herbst erscheinen sollte, doch dann war das Manuskript länger geworden, und ich rechnete damit, dass ich ungefähr dreihundert weitere Seiten schreiben würde, nun stellte sich die Frage, in welcher Form das Buch erscheinen sollte. Ich hatte das mit Geir Gulliksen am Telefon besprochen. War es überhaupt möglich, einen fünfzehnhundert Seiten umfassenden Roman zu veröffentlichen? Alles ist möglich, erwiderte er. Es ist auch denkbar, das Buch in zwei Bänden erscheinen zu lassen und sie entweder gleichzeitig oder im Abstand von einigen Monaten zu publizieren. Obwohl dies vernünftiger war und zudem den Vorteil hatte, dass ich zwei Mal Vorschuss bekam, was keine ganz unbedeutende Rolle spielte, unsere wirtschaftlichen Verhältnisse waren in den letzten Jahren gelinde gesagt angespannt, wollte ich das Buch doch am liebsten in einem Band veröffentlichen. Es wäre ein Statement, etwas, woran man nicht vorbeikam, Norwegens längster Roman. Geir sagte, er würde es mit seinen Kollegen diskutieren und zurückrufen. Ein paar Stunden später rief er an. Er sagte, dass der Vorschlag, den Geir Berdahl gemacht hätte, vermutlich unrealistisch wäre und mir wahrscheinlich nicht gefallen würde, aber in jedem Fall sollte ich darüber nachdenken.

»Lass hören!«, forderte ich ihn auf.

»Wir bringen den Roman in zwölf Büchern. Wir lassen ein Jahr lang jeden Monat ein Buch erscheinen. Und überlegen uns irgendein System, wie die Leute die Bücher abonnieren können. Was hältst du davon?«

»Was für eine fantastische Idee!«, sagte ich. »Unglaublich!«

»Ja, mir gefiel sie auch. Aber es erfordert einigen Aufwand. Wir müssen das ja irgendwie finanzieren. Ich arbeite weiter an der Idee, mal sehen, was sich machen lässt.«

»Das ist wie bei Dickens oder Dostojewski«, sagte ich. »Ein Fortsetzungsroman! Mir gefällt auch das Serielle daran. *Wedding*

Present ließ ein Jahr lang jeden Monat eine Single erscheinen und machte daraus schließlich am Jahresende ein Album. Es ist ein Gim-mick, aber warum nicht?«

»Es ist ein besonderer Roman. Da liegt es auf der Hand, dass wir uns bei Erscheinen etwas Besonderes einfallen lassen. Überleg mal, was das für die Rezeption bedeutet. Wie soll er besprochen werden? Jedes Buch in jedem Monat, in dem es erscheint, oder das ganze Werk am Ende des Jahres?«

»Mann, Geir, das ist genial! Grüß Berdahl und dank ihm.«

»Es ist eine gute Idee, und ich versuche sie so weit wie möglich zu realisieren. Aber es wird ein bisschen dauern. Sagen wir, ich arbeite daran, und wir telefonieren in zwei Wochen?«

Nachdem wir aufgelegt hatten, ging ich ins Arbeitszimmer und teilte den Roman in zwölf Teile. Wenn es fünfzehnhundert Seiten werden sollten, musste jeder Teil ungefähr hundertfünfundzwanzig Seiten umfassen. Ich suchte nach Stellen, an denen man einen Teil abschließen und einen neuen beginnen könnte. Es war das erste Mal in diesem Jahr, dass ich so etwas wie Freude und Enthusiasmus beim Arbeiten an dem Roman verspürte. Ich sah ein Buch mit einem ganz einfachen Einband vor mir, nur mit dem Titel, wie man es im 19. Jahrhundert gemacht hatte. Abonnementscoupons in Zeitungen und Zeitschriften, die man ausschneiden und an den Verlag schicken konnte, wie in meiner Kindheit.

Es vergingen nahezu drei Wochen, bis Geir sich wieder meldete. Er erklärte, dass zwölf Bände aus rein praktischen Gründen nicht möglich wären, es war einfach nicht zu kalkulieren. Er schlug stattdessen sechs Bände vor. Drei im Herbst und drei im kommenden Frühjahr. Ich zögerte und wollte die Idee der zwölf Bände und der monatlichen Erscheinungsweise noch nicht aufgeben, bettelte geradezu darum, sich die Sache noch einmal zu überlegen. Er hätte Verständnis, sagte er, aber es hätte sich als zu schwierig erwiesen, es könnte den Verlag ruinieren. Soweit ich es verstand, waren auch sechs Bücher problematisch, aber ihm war das Kunststück gelungen, dass alle sechs öffentlich gefördert wurden, wodurch sich das wirtschaftliche Risiko minimieren ließ.

»Das ist unglaublich«, sagte ich. »Wie hast du das geschafft?

Gibt es nicht eine klare, eindeutige Regel, dass innerhalb eines Jahres nur ein belletristisches Werk eines Autors eingekauft werden darf?«

»Ja. Ich musste ein wenig argumentieren. Es ist schließlich ein besonderes Projekt. Und man hat mir zugehört.«

Nach dieser Entscheidung musste ich den Roman erneut aufteilen. Eigentlich hätte ich nur jeweils zwei der zwölf Teile zusammenlegen müssen, so dass jedes Buch zweihundertfünfzig Seiten dick wurde. Damit entsprach die Seitenzahl einem durchschnittlichen norwegischen Roman, doch wenn die Abonnements- und Fortsetzungsidee wegfiel, fand ich es eigenartig, die Handlung in einem Buch abzubrechen und im nächsten fortzusetzen. Sechs unabgeschlossene Romane, das sah nicht gut aus. Ich musste sie anders aufteilen, damit jeder von ihnen selbständig und unabhängig funktionierte, gleichzeitig mussten die sechs Romane aber wie eine einzige lange und zusammenhängende Erzählung gelesen werden können. Damit hätte das erste Buch vierhundert Seiten, das zweite fünfhundertfünfzig Seiten und das dritte dreihundert gehabt, dann wäre das gesamte Material verbraucht. Wenn ich es so machen wollte, müsste ich in zehn Monaten drei weitere Romane schreiben. Das wäre möglich, schließlich hatte ich das letzte halbe Jahr rund zehn Seiten am Tag geschrieben, das heißt, ungefähr fünfzig Seiten pro Woche, denn ich hatte mir verboten, am Wochenende zu arbeiten. Zog ich zehn Seiten ab, denn es war immer möglich, dass etwas dazwischen kam, konnte ich hundertsechzig Seiten im Monat schaffen. Wenn ich es auf hundertfünfzig abrundete, würde ich zwei, drei Monate für ein Buch brauchen und gut drei Romane in diesem Zeitraum schreiben können, ja, ich hatte sogar noch einen zusätzlichen Monat für unvorhergesehene Dinge.

Ich brannte geradezu vor Ungeduld und Erwartung, als ich vor dem Computer saß und das Manuskript hoch- und runterscrollte. Natürlich konnte ich es nicht einfach so aufteilen und ohne Weiteres selbständige Teile daraus machen, ich musste Anfänge und Schlüsse, Brücken und Übergänge schreiben, Passagen streichen und verschieben, aber schwierig würde es nicht werden, denn die Teile waren in sich bereits unterschiedlich, da ich die ganze Zeit

versucht hatte, mich in die jeweilige Zeit hineinzuschreiben, in der die Handlungen spielten, nicht zuletzt, indem ich die Reflektionen so nah wie möglich mit dem Alter des jeweiligen Ichs verband. Der Zehnjährige dachte an Süßigkeiten, der Neunundzwanzigjährige an Popmusik, der Fünfunddreißigjährige an seine Aufgabe als Vater. Oh, es würde gut werden! Sechs Romane! Mann, ich würde alles andere aus der Bahn fegen!

Als ich mich an diesem Vormittag im August hinsetzte, um zu arbeiten, nachdem ich die kurze E-Mail von Gunnar gelesen hatte, war der erste Roman beinahe satzfertig; nach der Lektüre zweier Gutachten hatte ich die ursprünglich fragmentarische und hin und her springende Geschichte über das Jahr, in dem ich als Sechzehnjähriger mit meinem Vater zusammenwohnte, zu einer zusammenhängenden Geschichte umgeschrieben, und soweit ich sehen konnte, fehlte nur noch die eventuelle Änderung von Namen, wenn irgendjemand, über den ich geschrieben hatte, es verlangte. Den zweiten Roman hatte ich im Wesentlichen beendet, mir fehlte nur noch der Schluss, dann sollte Geir Gulliksen ihn ein letztes Mal lesen. Wenn ich seine Vorschläge und Einwände durchgearbeitet hatte, wäre er ebenfalls satzfertig. Am dritten Buch musste noch viel getan werden. Es passte noch nicht, es war viel zu anekdotisch, es fehlten die Epik und die großen Linien, abgesehen von der Chronologie gab es keinen klaren inneren Zusammenhang.

Möglicherweise war das die größte Schwierigkeit des autobiographischen Schreibens, die Relevanz des Stoffes zu finden. Im Leben war schließlich alles relevant, und alles stand zunächst gleichberechtigt und gleichzeitig nebeneinander – die großen Öltanker, die in den siebziger Jahren im Galtiesund lagen, die Pflaumenbäume vor meinem Fenster, Mutters Arbeit in Kokkeplassen, Vaters Gesicht, wenn er im Auto vorbeifuhr und ich mich irgendwo im Freien aufhielt und ihn sah, der See, auf dem wir im Winter Schlittschuh liefen, die Gerüche im Haus des Nachbarn, die Mutter von Dag Lothar, die damals Milchshakes für uns zubereitete, das mysteriöse Auto, das eines Abends bei Ubekilen parkte, die vielen Fische, die wir zum Abendessen aßen, die Art und Weise, wie die Kiefern auf dem Nachbargrundstück in den kräftigen Herbststür-

men hin und her schwankten, Vaters Wutanfälle, wenn ich im Auto mit dem Knie von hinten an seinen Sitz stieß, die Waffeln, die wir jeden Dienstag machten, meine große Liebe zu Anne Lisbeth, die Fußbälle, die meine Eltern uns auf einer Urlaubsreise in Deutschland gekauft hatten, meiner war grün mit roten Sechsecken, Yngves gelb, er hatte ebenfalls rote Sechsecke, wie wir einmal auf dem Spielplatz gestanden und sie so hoch wie möglich in die Luft geschossen hatten, um den Militärhubschrauber zu treffen, der gerade in niedriger Höhe vorüberflog. Allein mit der letzten Erinnerung verband sich ein ganzer Kreis anderer Erinnerungen, denn während ihrer Deutschland-Reise hatte ich bei Vaters Eltern und Yngve bei Mutters Eltern gewohnt; es war eine Woche, an die ich mich ungewöhnlich klar und deutlich erinnern konnte, vor allem an die Tage, an denen wir auf der Hütte waren. Wie ein dichter Kranz aus Erinnerungen, bei denen eine der anderen entspringt, lag meine gesamte Kindheit in mir. Zu schreiben hieß, diese Erinnerungen aus dem Inneren hervorzuholen und gleichzeitig in Schrift zu gießen, und solange sich die Bewegung vom Inneren ins Halb-Äußere vollzog, denn das war Schrift für mich, wenn ich schrieb, gab es kein Problem, doch die Romanform forderte, die Erinnerungen noch einen Schritt weiter zu befördern, hin zu einem fremden Leser. Relevanz handelte von Kommunikation, davon, eine Gemeinschaft zu etablieren im Eigenen, und die Erzählung war eine Form der Relevanz. Das Gedicht war eine andere Form, weniger offensichtlich, weil sie nur von wenigen geteilt wurde. Qualität hing mit Exklusivität zusammen, und egal, ob es sich um hohe oder niedrige, volkstümliche oder elitäre Literatur handelte, es hatte alles mit Qualität und Exklusivität zu tun. Je mehr Menschen eine Erzählung erreichte, je größer die Gemeinschaft wurde, für die sie sich öffnete, desto einfacher war es, sie zu verstehen, allerdings forderte sie auch um so weniger heraus, da der eigene Einsatz und jener des Lesers geringer wurden. Darin lag auch eine Vereinfachung. Ein Roman, der etwas Wahres über die Wirklichkeit sagen wollte, durfte nicht zu einfach sein, er musste in seiner Kommunikation ein Element von Exklusivität haben, etwas, das nicht allen gemeinsam war und nicht von allen geteilt wurde, mit anderen Worten,

etwas Eigenes und Besonderes, und irgendwo dort, zwischen den ganz besonderen und daher vollkommen unkommunikativen Litanen eines Verrückten, die für alle außer diesem Verrückten sinnlos sind, denn nur er findet sie ungeheuer relevant, und den festen Wendungen und Klischees des Genreromans, die zu Klischees geworden sind, weil alle damit vertraut sind, bewegte sich die Literatur. Das höchste Ideal für einen Schriftsteller war es, einen Text zu schreiben, der auf allen Ebenen gleichzeitig funktionierte. Geschafft haben dies meiner Ansicht nach nur die Autoren der beiden *Ersten Bücher Mose* und Shakespeare. Die *Odyssee* und die *Ilias* hatten auch einmal diese Funktion gehabt, aber die einst weit verbreitete Form des Versepos war jetzt fremd, sodass die Relevanz radikal gesunken war. Nicht dass ich an so etwas dachte, wenn ich an meinen eigenen Texten arbeitete, dort gab es das handfeste und konkrete Problem, wie ich meine ganzen, nahezu unerschöpflichen Erinnerungen in eine einheitliche Erzählung umwandeln sollte. Und wie sollte ich sie umsetzen, um dem Besonderen in meinen Erinnerungen treu zu bleiben?

Ich blätterte in meinem Text hin und her, aber es gelang mir nicht, mich zu konzentrieren, ich konnte nicht einmal lesen, was dort stand, die nötige Konzentration war einfach nicht vorhanden, ich dachte nur an Gunnar und seine Reaktion. Nach einer Viertelstunde stand ich auf und verließ das Arbeitszimmer. Im Hausflur hörte ich den Aufzug nach oben fahren. Vermutlich war es Linda, um diese Uhrzeit gab es sonst so gut wie keine Aktivität im Haus. Ich blieb stehen und wartete, hörte, wie die Aufzugtür sich öffnete, und im nächsten Moment betrat sie die Wohnung. Sie trug das blauweiße Matrosenkleid und hatte Lidschatten aufgelegt, ihre Lippen waren rot. Sie hielt eine Tüte in der Hand, auf dem Rücken hing ihr kleiner schwarzer Rucksack. Eine Aura von Eifer und Aktivität umgab sie; kaum hatte sie die Tüte auf den Boden gestellt, beugte sie sich vor, um mir einen Kuss zu geben, und kaum hatte sie mich geküsst, kniete sie nieder und zog sich die roten Schuhe aus, gleichzeitig erzählte sie mir, was sie gekauft hatte.

»Ich war bei Granit, die haben diese Archivschachteln, über die wir geredet haben, du weißt schon, um die Post aufzubewahren,

eine ist für dich und eine für mich. Dann fliegen die Briefe und Rechnungen nicht mehr einfach so herum. Willst du sie sehen?«

Ich nickte, und sie nahm die beiden Schachteln aus der Tüte, eigentlich waren es eher so etwas wie Schubladen.

»Gut?«

»Ja, sicher«, sagte ich. »Und in der Tüte da?«

»Ein Kleid von Myrorna, ein Schal und ein Rock. Sie waren billig, es hat so gut wie nichts gekostet.«

Sie nahm die drei Kleidungsstücke heraus und hielt sie sich an den Körper, eins nach dem anderen.

»Gut?«, fragte sie noch einmal.

»Ja.«

»Sie haben so gut wie nichts gekostet«, erklärte sie.

»Es wäre auch vollkommen in Ordnung, wenn sie etwas gekostet hätten«, erwiderte ich. »Darum geht's nicht.«

»Worum geht's dann?«

»Nichts.«

»Doch! Sag es. Hast du übrigens schon zu Mittag gegessen?«

Ich schüttelte den Kopf.

»Wir haben noch Spaghetti mit Fleischsoße von gestern, ist das okay?«

»Ja.«

»Sag schon. Was denkst du? Irgendetwas passt dir doch nicht?«

»Nein, es ist nichts.«

Sie trat an den Spiegel und hielt sich wieder das Kleid an den Körper.

»Es *ist* hübsch«, sagte sie. »Wir wärmen es einfach in der Mikrowelle auf.«

»Ich mach schon.«

Ich ging in die Küche, nahm den Topf mit der Fleischsoße und die Spaghetti aus dem Kühlschrank, verteilte sie auf zwei Teller und erhitze einen in der Mikrowelle, während ich aus dem Fenster sah, all die Dächer in ihren unterschiedlich roten Nuancen schienen so unerhört nah zu sein, und darüber der hellblaue Himmel. Ich spürte einen Anflug des schlechten Gewissens meiner Kindheit, dass ich einen so schönen Tag in der Wohnung verbrachte. Das war eines

der Dinge, die mein Vater nicht tolerierte. Bei schönem Wetter hatte man im Freien zu sein, egal, was man sonst noch vorhatte. Dumm wie ich war, lief ich im Viertel herum, ohne jemanden zu finden, mit dem ich hätte etwas unternehmen können, es waren Ferien, viele waren verreist, auf einer Bootstour, mit dem Auto oder auf noch größeren Abenteuern. Ich sehnte mich nach meinen Büchern, und es kam vor, dass ich vor Selbstmitleid weinte.

»Und, wie geht's dir?«, erkundigte sich Linda, setzte sich an den Tisch und breitete die zusammengefaltete Zeitung aus.

»Ich habe eine E-Mail von Gunnar bekommen.«

»Oh? Und was sagt er?«

»Nichts. Hat nur um die Verlagsadresse gebeten. Aber es reichte, damit ich nicht arbeiten konnte.«

»Du darfst nicht so nervös sein«, sagte sie.

Ich atmete tief durch. Sie sah mich an.

»Was ist?«

»Ich dachte, du gehst nicht gern shoppen«, sagte ich. »Ich dachte, das wär das Schlimmste, was du dir vorstellen kannst.«

Sie verzog das Gesicht.

»Hin und wieder bist du so knickerig«, erwiderte sie.

»Knickerig?«

»Du könntest mir doch auch mal was gönnen. Ich hatte einfach gute Laune und dachte, ich kaufe mir etwas, falls ich verreise, und an die Sache mit der Post denke ich seit Monaten. Ist es nicht gut, dass ich die Schachteln gekauft habe? Damit können wir hier ein bisschen Ordnung schaffen.«

»Ja.«

»Gut.«

Sie las weiter.

Dann blickte sie auf.

»Du kaufst deine ganzen Klamotten bei Spirit und bezahlst fünfzehnhundert Kronen für eine Hose. Ich habe das nie kommentiert.«

»Es ist schließlich mein Geld.«

»Das wir auch gut für etwas anderes gebrauchen könnten. Die Sachen, die ich kaufe, kosten ein Drittel von dem, was du kaufst, wenn nicht ein Viertel.«

»Ja, schon. Aber das ist doch gar nicht der Punkt. Vergiss es einfach. Das Letzte, was ich will, ist Streit.«

»Ich will mich auch nicht streiten.«

Von der Mikrowelle ertönte ein Ping. Ich nahm den Teller heraus und stellte ihn vor Linda, die im selben Moment aufstand und das Radio einschaltete.

»Alles wieder gut?«, fragte ich, schob den zweiten Teller in die Mikrowelle, stellte den Timer auf vier Minuten und schloss die Tür.

»Karl Ove, ich liebe dich. Natürlich ist alles wieder gut.«

»Okay«, sagte ich.

Sie las weiter Zeitung. Im Radio kamen Nachrichten. Die Mikrowelle brummte, in ihrem Inneren drehte sich langsam der grüne Teller mit dem Berg Spaghetti. Ich holte Messer und Gabel und zwei Gläser, füllte eine Karaffe mit Wasser.

»Holst du sie heute?«, fragte sie.

Ich wartete mit der Antwort, bis sie aufschaute und meinen Blick erwiderte.

»Ja«, sagte ich so unwillig wie möglich. »Wenn du nicht kannst.«

»Klar kann ich. Aber ich habe sie heute Morgen schon hingebracht. Da kannst du doch den Nachmittag übernehmen.«

Ich wandte den Blick ab, ohne zu antworten. Die Mikrowelle pingte erneut, ich nahm den Teller heraus, stellte ihn auf den Tisch und begann zu essen. Linda sah mich an, legte die Zeitung beiseite und aß ebenfalls. Ein paar Minuten später hatte ich aufgegessen, das Essen war lauwarm gewesen und hatte auch sonst keinerlei Widerstand geleistet, man konnte es einfach in sich hineinschaukeln. Obwohl Linda noch aß, stand ich auf und ging auf den Balkon, setzte mich und legte die Füße aufs Geländer, goss mir eine Tasse Kaffee ein und zündete mir eine Zigarette an. Die Grundregel unserer Beziehung lautete, dass wir alles teilten. So gesehen war es nur recht und billig, es war nur so, dass ich den ganzen Tag gearbeitet hatte und sie nicht. An diesem Tag war ich um halb fünf aufgestanden, um ein wenig zu arbeiten, bevor die Kinder aufwachten, dann hatte ich ihr geholfen, etwas zum Anziehen für die Kinder herauszusuchen und sie für den Kindergarten fertig zu machen, danach hatte ich wieder gearbeitet, während sie im Café gesessen und

Kleider und ein paar Archivschachteln gekauft hatte. Wenn die Zeit mit den Kindern fünfzig Prozent eines Tages ausmachte und die Arbeit ebenfalls fünfzig Prozent, dann hatte ich fünfundsiebzig Prozent der gesamten Arbeit übernommen und Linda fünfundzwanzig. Würden wir uns streiten, hätte ich es ihr gesagt. Ich wollte mich aber nicht streiten, daher sagte ich auch nichts.

Ich blickte über die Stadt. An der Mauer unter uns hing ein Mercedes-Logo, vielleicht reflektierte es die Sonnenstrahlen, die auf der Kühlerhaube eines geparkten Auto leuchteten; ich war mir nicht sicher, aber es hatte schon einmal dort gestanden, und das wies auf eine Gewohnheit hin, auf einen Menschen, der stets an derselben Stelle parkte. Weit, weit entfernt erhob sich ein Kran über die Hausdächer. Weil ich nur Dächer sehen konnte, wurden alle Abweichungen deutlicher; ging ein Mensch über ein Dach, sah ich es, obwohl es mehrere Kilometer weit entfernt geschah, die Dunkelheit des Körpers zeichnete sich klar und deutlich gegen das Licht des Himmels ab.

Ich drückte die Zigarette in dem umgedrehten Blumentopf aus, den ich als Aschenbecher benutzte, trank den letzten Rest Kaffee und ging zurück in die Wohnung. Als ich an der Küche vorbeikam, sah ich Linda telefonieren. Ich blieb stehen, um zu hören, mit wem sie redete. Helena, stellte ich nach ein paar Sekunden fest. Unsere Blicke trafen sich, sie hob die Hand zu einer Art Gruß, ich lächelte und ging ins Schlafzimmer, um die E-Mails zu kontrollieren. Es war Viertel nach zwei, sah ich auf dem Computer. In einer halben Stunde musste ich gehen.

Keine E-Mails.

Erleichtert legte ich mich aufs Bett und schaute an die Decke. Es war ohnehin zu spät, um noch irgendetwas anzufangen. Ein schwacher, beinahe Übelkeit erregender Geruch nach Essen stand im Raum. Als wir hierhergezogen waren, hatte ich gedacht, es käme von den Nachbarn aus der Wohnung neben uns, aber nach und nach war mir klar geworden, dass der Geruch vermutlich durch das Abluftsystem kam und von dem chinesischen Fastfood-Restaurant stammte, das im Erdgeschoss lag. Ich stand auf, öffnete die Tür zum Balkon und legte mich zurück aufs Bett. Im Flur hörte

ich Schritte. Sie blieben an der Toilette stehen, die Tür wurde geöffnet und wieder geschlossen. Der alte Saxophonist, der gewöhnlich an dem Denkmal saß, das ein paar Meter von unserem Hausingang entfernt stand, wo der Strom der Menschen, die über den Platz gingen, am dichtesten war, fing an zu spielen. Er spielte immer das gleiche Stück, ein vielleicht eine Minute langes Fragment einer Melodie, vermutlich mit dem Hintergedanken, dass seine Zuhörer ständig wechselten. Dass sich sieben Stockwerke über ihm ein Mann befand, der jeden Ton hörte, nicht nur jeden Tag, sondern jeden Monat, ahnte er nicht.

Dii di daaa da dididi daaa.

Dii di daaa da dididi daaa.

Dii di daaa da dididi daaa.

Ich schloss die Augen. Die Toilette rauschte, die Tür wurde geöffnet, die Schritte blieben vor dem Spiegel im Flur stehen. Betrachtete sie sich im Spiegel oder blätterte sie sich durch den Stapel Briefe, der auf dem kleinen Tisch an der Wand lag?

Ba daaa! Der Signalton, wenn das Telefon auf die Ladestation gesteckt wurde.

Hatte sie das Telefon mit auf die Toilette genommen? Oder es einfach im Vorübergehen auf den Tisch gelegt und erst jetzt an seinen Platz gestellt?

Sie kam herein.

Ich schlug die Augen auf und sah sie an der Tür stehen.

»Ich kann sie holen«, sagte sie. »In ein paar Tagen bist du ja ohnehin allein.«

»Ich mach schon«, erwiderte ich. »Ich kann sowieso nicht arbeiten. Dann kannst du packen oder so.«

»Sicher?«

»Soll ich es noch mal sagen?«

»Okay, okay. Du holst sie, und ich bringe sie morgen früh, bevor ich fahre, in den Kindergarten.«

»Wann geht dein Zug?«

»Um halb zehn«, sagte sie und setzte sich vor den Computer. Sie wollte Helena und ihren neuen Mann Fredrik auf einem Hof irgendwo in Mittelschweden besuchen und würde erst zum Wochen-

ende wiederkommen, wenn Geir und Christina uns besuchen kamen. Ich hatte Fredrik noch nicht kennengelernt, aber soweit ich gehört hatte, war er das absolute Gegenteil von Helenas ehemaligem Freund, dem charmanten und kriminellen Anders. Fredrik war Feuerwehrmann und arbeitete als Einsatzleiter in Stockholm, er hatte ein Haus in Dalarna gekauft, es abgerissen, nach Uppsala verfrachtet und dort Planke für Planke wieder aufgebaut, sodass die Einrichtungsmagazine Reportagen darüber druckten. Mehr wusste ich nicht über ihn. Heidi war ihm einmal begegnet und hatte ein bisschen Angst vor ihm gehabt. Sie hatte ihm damals die Haare gekämmt, und Helena hatte gesagt, so viel Angst könnte sie ja doch nicht vor ihm haben, wenn sie ihm sogar die Haare kämmen würde. Darüber amüsierte sich Helena jedes Mal wieder. Heidi liebte sie und setzte sich immer ganz dicht neben Helena, um ihrer Aufmerksamkeit sicher zu sein und ihr dann alles zu erzählen, was in der letzten Zeit passiert war. Sie telefonierte auch mit ihr und zeichnete oft Figuren, die Helena darstellen sollten. Heidi fühlte sich von allem angezogen, was glitzerte und blinkte, sie liebte es, sich hübsch zu machen, sich fünf Mal am Tag umzuziehen, war nicht ungewöhnlich, und in Helena hatte sie ihr einziges richtig glamouröses Rollenmodell gefunden.

»Freust du dich, ein bisschen Zeit für dich zu haben?«, fragte ich.

Linda nickte, ohne sich umzudrehen.

»Aber ich werde euch bestimmt schon nach ein paar Stunden im Zug vermissen. Bist du sicher, dass ihr nicht mitfahren wollt?«

»Nein, ich muss arbeiten. Außerdem glaube ich, dass es gut für dich ist, mal etwas ohne die Kinder zu unternehmen.«

»Wahrscheinlich hast du Recht. Und Helena kümmert sich immer so gut um mich.«

»Sehr gut«, sagte ich und stand auf. »Ich glaube, ich gehe jetzt.«

»Kommst du mit ihnen direkt nach Hause oder geht ihr noch auf den Spielplatz?«

Ich zuckte die Achseln.

»Rufst du an, wenn ihr noch irgendwo hingehst? Dann kann ich dazukommen.«

»Okay. Bis dann.«

»Bis dann.«

Wir gingen in den Magistratpark, den die Kinder »den gewöhnlichen Park« nannten. Andere Parks, die wir besuchten, waren der »Spinnenpark«, der im Pildammspark lag, der »Haipark« in Möllevangen und der »Ruhige Park« ein paar Blöcke hinter unserem Haus. Außerdem gab es noch einen zweiten Park im Pildammspark, den Schlosspark, den wir den »Trollwald« nannten, und einen Park bei der Feuerwache, in den wir selten gingen, den die Kinder aber mochten, weil er ganz besondere Spielgeräte hatte. Im Grunde spielte sich ihr gesamtes Leben an der frischen Luft in einem dieser Parks ab. Die übrige Zeit verbrachten sie in geschlossenen Räumen, entweder im Kindergarten oder zu Hause. Mir gefiel es nicht sonderlich, es war weit entfernt von der Kindheit, die ich ihnen geben wollte. Aber es gab keine Alternativen, Geld für ein Haus hatten wir nicht, und Kredite bekamen wir nicht, weil ich als schlechter Zahler registriert war. Auf der anderen Seite sah es nicht so aus, als würden sie irgendwie darunter leiden, wenn ihre Köpfe zwischen den Blättern eines Baumes herausragten, den sie den Kletterbaum nannten. Ich saß auf einer der Bänke am anderen Ende des Spielplatzes und blätterte in einer Zeitung, die ich zu diesem Zweck gekauft hatte, während ich regelmäßig den Blick über alle Kinder schweifen ließ, die dort spielten, um meine drei zu lokalisieren. Auf Vanja konnte man sich verlassen, und ich glaubte auch nicht, dass Heidi fortlaufen würde, aber John war noch immer unberechenbar, er konnte plötzlich über den Rasen auf die Straße zulaufen, die am Park entlangführte, und würde ich nicht aufpassen, sondern wäre in meine Lektüre vertieft, könnte es durchaus sein, dass ich ihn vergeblich unter den anderen Kindern gesucht hätte, wenn ich aufblickte, aber wenn ich meinen Blickradius erweiterte, hätte ich eine kleine Gestalt, nur einen halben Meter groß, weit weg auf dem Weg zur Straße entdecken können.

Jetzt zog er an der Schaukel und schrie aus vollem Hals nach mir. Ich stand auf und ging zu ihm, setzte ihn auf die Schaukel, zog sie zurück und begegnete seinem Blick. Bist du bereit?, meinte ich.

Ja, antwortete er ganz ernst. Als ich ihn ansah, lachte er. Zehn Mal, sagte ich und fing an zu zählen. Bei zehn hielt ich ihn an, er protestierte, und als ihm klar wurde, dass ich ihn von der Schaukel heben wollte, klammerte er sich mit Panik im Blick daran fest. Nein, nein, nein! Ich setzte ihn auf den Boden, und er legte sich auf den Bauch und presste den Kopf in den Sand, wobei er brüllte und schrie. Als ich mich wieder auf die Bank setzte, war sein Gebrüll in Weinen übergegangen. Herzerreißend und schluchzend, als wäre er elternlos, hätte eine Woche nichts gegessen und gerade eine Tracht Prügel bekommen. Ich sah mich nach Vanja und Heidi um, zündete mir eine Zigarette an und griff wieder zu meiner Zeitung. Im Unterbewusstsein musste ich die Situation registriert haben, die schon bald eintreten sollte, denn nur wenige Sekunden später ließ ich die Zeitung wieder sinken, denn nun ging ein Vater mit seinem Sohn, den er vor dem Bauch trug, zur Schaukel und setzte den Jungen darauf. Ein großer Mensch setzt einen kleinen Menschen aus, ungefähr so, wie ein großes Boot ein kleines Boot aussetzt, ging mir durch den Kopf. Aber direkt unter der Schaukel lag noch immer John, und er hatte offenbar nicht vor, von dort zu verschwinden. Ich stand auf und ging zu ihm. Du musst hier jetzt Platz machen, sagte ich. Jemand anderes möchte schaukeln. Er antwortete nicht, nur Schluchzen, dass die Schultern bebten. Ich hob ihn wie eine Schildkröte hoch, trug ihn ein paar Meter weiter und setzte ihn wieder ab. So, sagte ich. Jetzt kannst du spielen. Dann setzte ich mich wieder auf die Bank. Ich hatte ein schlechtes Gewissen, ich hätte ihn trösten und sein Weinen stoppen müssen, aber zum einen war der Anlass seiner Enttäuschung vollkommen unverhältnismäßig zu seiner Reaktion, zum anderen wollte ich nicht, dass er auf die Idee kam, dies sei die richtige Form, sich zu widersetzen, außerdem bestand meine Strategie darin, so wenig wie möglich einzugreifen, wenn ich mit ihnen im Freien unterwegs war, sie sollten allein zurechtkommen.

Aber es waren ja nicht nur die Kinder, die Probleme mit der Verhältnismäßigkeit hatten. Wenn ich an die Art und Weise dachte, wie ich mit Vanja umgegangen war, und auf Fotos aus der Zeit sah, wie klein sie tatsächlich gewesen war, hatte ich das Gefühl, den Boden

unter den Füßen zu verlieren. Hatte ich dieses winzig kleine Geschöpf vor Wut angeschrien? Hatte ich sie aus dem Kinderwagen gezerrt und hart auf den Boden gesetzt, umnebelt von Frustration und Wut, wo sie doch erst anderthalb Jahre alt gewesen war und vollkommen unschuldig an allem? Dieser Gedanke quälte mich am stärksten. Wie hatte ich so etwas tun können? Was hatte ich mir nur dabei gedacht? Wie war es möglich, das Gefühl für die Realität so vollständig zu verlieren? Ich hatte nicht gesehen, wie klein sie war, diesen Blick von außen hatte es überhaupt nicht gegeben; sie, Linda und alle anderen um mich herum waren in diesen inneren Wirbel hineingezogen worden, in dem das Ungerechteste rechtens und gerechtfertigt wird. Allerdings gab es auch keine Vergleichsmöglichkeiten, es gab nur dies.

John hatte aufgehört zu weinen, aber er lag noch immer mit dem Kopf im Sand. Ich musste ihm einen Ausweg ermöglichen. Ich sah, dass die große Schaukel gerade frei geworden war, legte meine Zeitung beiseite und ging zu ihm hin.

»Wollen wir die große Schaukel ausprobieren, hast du Lust?«

»Ja-a«, sagte er.

»Dann komm«, sagte ich. Er stand auf, lief mir nach und wischte dabei mit der Hand die Tränen an der Wange ab, sie hinterließen einen dunklen Schatten. Die große Schaukel glich einem Korb, es gab Platz für mehrere Kinder, und auf jeden Fall liebten meine Kinder es, darin zu liegen und zum Himmel hinaufzuschauen, während sie in hohem Tempo hin und her schaukelten. Als ich John hinein hob, kamen Vanja und Heidi auf uns zugelaufen.

»Wir wollen auch!«, riefen sie.

»Aber jetzt ist John dran«, meinte ich. »Ich kann also nicht so hoch schaukeln. Okay?«

»Okay«, sagte Vanja.

»Okay«, sagte Heidi.

Ich hob sie hinein und zog den Korb so weit wie möglich zurück.

»Seid ihr bereit?«

»Ja!«

»Bestimmt?«

»Ja, Papa. Schaukel jetzt!«, rief Vanja.

Ich ließ los.

John protestierte lauthals.

»Will nicht!«

Ich hielt die Schaukel an, hob ihn heraus und stellte ihn auf den Boden. Er streckte die Arme nach mir aus. Ich ignorierte ihn, zog den Korb zurück, er schrie.

»Okay, du sturer Bock«, sagte ich, hob ihn hoch und hielt ihn im Arm, während ich mit dem anderen die Mädchen schaukelte. Sein Körper war warm und gut. Er legte den Kopf an meine Schulter. Der Korb kam auf mich zu, ich schickte ihn zurück. Die Mädchen lagen auf dem Bauch, die Köpfe über dem Rand, sie blickten hinüber zur Straße. Ihre Kleider und Haare flatterten im Wind. Überall um mich herum krochen, gingen, liefen und kletterten Kinder, daneben standen Eltern, die Sonnenbrillen trugen, sich mit ihren Mobiltelefonen beschäftigten oder sich auf die Unternehmungen ihres Nachwuchses konzentrierten. Vor dem Spielplatz lag eine große Rasenfläche, dort standen ruhig und sonnenbeschienen ein paar große Bäume und spendeten allen, die an diesem Nachmittag in den Park gekommen waren, schattige Kreise. Die meisten Parkbesucher waren jung, nahezu alle weiß. Viele lagen neben einem Fahrrad allein im Gras, und die Art, wie sie ihre Hosenbeine hochgerollt und sich Hemden oder T-Shirts ausgezogen hatten, sagte mir, dass sie improvisierten, es war ein spontaner Einfall, den sie auf dem Heimweg von der Arbeit gehabt hatten. Andere saßen in Gruppen beieinander, überwiegend Gymnasiasten oder junge Studenten. Außerdem gab es noch das eine oder andere Pärchen, das eng umschlungen im Gras lag und vollkommen mit sich selbst beschäftigt war. Im Pildammspark auf der anderen Seite des alten Fußballstadions gab es mehr Einwanderer, ganze Großfamilien, die ihr Abendessen im Freien verzehrten und den ganzen Abend dort verbrachten, hin und wieder waren im Sonnenschein dumpfe Trommeln zu hören, wie aus der Tiefe eines Traums. Die Art, wie die Schatten am Abend wuchsen oder die Sonne unterging, nicht im Meer oder im Wald, sondern in der Stadt, hatte etwas Traumartiges, dachte ich immer, wenn wir dort waren, es war, als löste sich die Welt auf, sobald sie von der Sonne erfüllt wurde, die wechselsei-

tigen Beziehungen zwischen allen Dingen verschwanden, alles befand sich gleichsam auf einer Ebene. Es war Aufgabe der Kultur, diese Beziehungen zu definieren, die Verbindungen zu hierarchisieren und das Dargelegte zu bestimmten Mustern zusammenzuziehen, die einen Sinn ergaben. Deshalb hatten wir Romane, Filme, Fernsehserien, Gedichte und Theaterstücke, aber auch Zeitungen, Fernsehnachrichten und Zeitschriften. Dass eine Kultur, die unter einem glühenden Himmel, in einer sonnenverbrannten Landschaft, an den fruchtbaren Ufern eines Flusses entstanden war, die Welt auf eine andere Art und Weise definieren und andere sinnstiftende Muster schaffen würde, war selbstverständlich. Worin der Unterschied bestand, wusste ich nicht, denn dieser Unterschied war so groß, dass ihre Sprache sich für mich wie Räuspern und Spucken anhörte und ihre Buchstaben eher einer Reihe von Büschen in der Wüste als einer Schrift glichen. Aber so war es vermutlich auch umgekehrt für sie. Ich vermutete, dass zunächst alles als hermetisch erschien und sich erst mit der Sprache allmählich ein wenig öffnete, allerdings würde es nie so selbstverständlich werden wie für uns, und vermutlich wäre es niemals möglich und daher auch nicht wünschenswert, es zu erfassen. Denn die größte Rolle spielte die Kultur im Verhältnis zwischen den Menschen, ihr Geflecht von Zusammenziehungen, Hervorhebungen und Abstoßungen war so fein und komplex, dass die meisten Menschen nur mit genau den Nuancen von Kultur vertraut waren, die ihre eigene gesellschaftliche Schicht betrafen, die anderen kannten sie nur oberflächlich. Aber alles hatte seine bestimmte Bedeutung, genau darin bestand Kultur. Der Stoff einer Hose bedeutete etwas, der Umfang eines Hosenbeins bedeutete etwas, das Muster in den Gardinen vor einem Fenster bedeutete etwas, plötzlich niedergeschlagene Augen bedeuteten etwas. Die bestimmte Art und Weise, wie ein Wort ausgesprochen wurde, bedeutete etwas. Die Kultur schuf die Welt, indem sie Unterschiede darin errichtete, und diese Unterschiede, in denen der gesamte Wert lag, waren von Kultur zu Kultur verschieden. Dass die Einheiten immer größer wurden und die Kulturen sich mehr und mehr anglichen, war ein entmutigender Gedanke, jedenfalls für jemanden wie mich, der verrückt nach Unterschieden

war und vom Hermetischen angezogen wurde. Das Fantastische an Japan, das so viele hundert Jahre isoliert war und eine für uns in jeder Hinsicht ganz eigene Kultur entwickelt hatte; eine Kultur, die uns beinahe vollständig verschlossen bleibt, obwohl sie sichtbar ist. Dass diese Kultur sich in der westlichen Kultur auflösen und verschwinden, nur noch eine Abart davon sein sollte, war ein ebenso großer Verlust wie das Aussterben einer Tierart. Aber die Natur der westlichen Hemisphäre ist so stark und expansiv, dass sie bald die ganze Welt unterworfen haben wird, nicht mit Gewalt wie zu Zeiten des Kolonialismus, sondern mit Versprechen. Aus dieser Perspektive, und es handelt sich um eine Langzeitperspektive, war ich gegen Einwanderung, gegen Multikulturalismus, gegen nahezu jede Form von Gleichheitsdenken. Denn ich liebte diese kulturellen Unterschiede, liebte jede Kultur in ihrer ganz besonderen Eigenart. Mittelfristig gedacht, wenn es also um die konkrete, alltägliche Wirklichkeit ging, in der ich in Malmö lebte, war es schwierig, Einwanderung nicht als eine enorme Ressource zu betrachten, denn ich sah, wie unglaublich lebendig und voller Energie die Stadt im Vergleich mit beispielsweise Stockholm war, wo sämtliche Einwanderer in Trabantenstädten wohnten und wo man im Zentrum fast ausschließlich weiße Gesichter sah. Natürlich war Malmö heruntergekommen, sicherlich gab es viel Armut, aber dennoch vibrierte die Stadt aufgrund der Gegensätze, die vereint werden sollten und vereint werden mussten; und für alle, die hier aufwuchsen, mussten die vielen unterschiedlichen und parallel existierenden Erfahrungen und Hintergründe ein Geschenk sein, so wurden hier viele Dinge auch zum ersten Mal getan, mit der besonderen Kraft und Frische des Neuen.

»Darum beneide ich sie«, hatte Linda eines Abends vor nicht allzu langer Zeit gesagt, als wir in einer der Ecken des enormen Parks zu Abend gegessen hatten und mit den Kindern auf dem Heimweg waren.

»Worum?«, hatte ich gefragt.

»Dass sie mit der ganzen Familie hier sind. Eltern, Großeltern, Kinder und Enkel, Onkel und Cousinsen.«

Sie hatte mit dem Kopf auf eine große Ansammlung von Men-

schen rund um einen Grill gewiesen, es waren vielleicht zwanzig Personen, die Alten saßen in Stühlen, die Jüngsten tobten herum und spielten. Es gab mehrere solcher Gruppen im Park. Überall roch es nach Rauch und gegrilltem Fleisch.

»Früher ist es bei uns auch so gewesen«, sagte ich. »Vor drei Generationen ungefähr. Auf jeden Fall auf dem Land. Meine Großmutter ist noch so aufgewachsen. Na ja, sie haben nicht gerade im Park gegrillt. Aber sie lebten in Großfamilien zusammen.«

»Es sieht unglaublich gemütlich aus«, meinte sie. »Und dann kommen wir mit unserer winzig kleinen Kernfamilie. Da sind nur wir! Stell dir vor, wir wären viele, es wäre so ganz anders!«

»Ja, sicher. Aber so schlimm ist es mit uns nun auch wieder nicht.«

»Nein, nein, das meine ich ja auch nicht. Es ist nur so ... «

»Du bist eine Romantikerin. Du siehst die Aura, die sie umgibt, und willst sie auch haben.«

Sie schüttelte den Kopf.

»Ich will sie nicht *haben*. Es scheint nur so ... na ja, als wären sie von so viel mehr Leben umgeben.«

»Wir hatten doch deine Mutter zu Besuch. Und meine Mutter war auch schon oft bei uns. Und warst du nicht jedes Mal froh, wenn sie wieder nach Hause fuhren?«

»Ja, genau. Alles konzentriert sich so auf *uns*, auf mich, dich und die Kinder. Stell dir vor, wir hätten etwas, worin wir verschwinden könnten!«

Die Sonne hatte hinter uns wie eine rötliche Kugel direkt über den Dächern gehangen, dachte ich jetzt und schaute nach John, um zu sehen, ob er ausnahmsweise an meiner Schulter eingeschlafen war, aber ich blickte direkt in seine offenen Augen und wich unwillkürlich zurück.

»Ich habe keine Lust mehr«, sagte ich zu den Mädchen.

»Aber Papa!«, protestierte Vanja. »Wir haben doch gerade erst angefangen.«

»Noch ein bisschen, bitte«, bettelte Heidi.

»Nein«, sagte ich und setzte John ab, um zurück zur Bank zu gehen, als ich sah, wie Linda über den runden Platz auf uns zukam,

der mitten im Park lag; er war von einer Mauer eingefasst und mit Kies bedeckt.

»Da kommt Mama«, sagte ich. Die Mädchen kletterten aus dem Korb, um ihr entgegenzulaufen, auch John lief auf sie zu, und sie lächelte glücklich und ging in die Hocke, um sie zu begrüßen. Ganz anders als die Male, an denen ich mit den Kindern nach Hause gekommen war und sie im Bett lag und nicht einmal hörte, wenn die Kinder ihr fragendes und erwartungsvolles »Hallo? Mama?« in die Wohnung riefen.

Ich ging zur Bank und legte die Zeitung zusammen, um sie unter den Kinderwagen zu stecken, als mich plötzlich etwas beunruhigte.

Woher kam das?

Ich sah hinüber zu Linda, sie kam auf mich zu, die Kinder liefen neben ihr her. Daran lag es nicht.

Der Roman.

Natürlich. Das war's.

»Hallo«, grüßte Linda.

»Hallo«, erwiderte ich. »Hast du Geld dabei?«

»Nein, ich glaube nicht. Wieso?«

»Wir könnten uns am Kiosk ein Eis kaufen. Aber ich habe nur zwanzig Kronen. Und Karten nehmen sie wahrscheinlich nicht.«

»Doch, die haben jetzt auch damit angefangen.«

»Wollt ihr ein Eis?«, fragte ich und sah die Kinder an.

Als wir ein paar Sekunden später unter den Bäumen auf die Kreuzung zugehen, argumentierte ich gegen die Unruhe an und redete mir ein, dass ich nichts Schlimmes über die Menschen geschrieben hatte, die gerade mein Manuskript lasen; ich hatte Angst vor Yngves Reaktion gehabt, und es war so gut gegangen, wie man es sich besser überhaupt nicht hätte vorstellen können.

»Und wie lief's im Kindergarten?«, erkundigte sich Linda.

»Gut, glaube ich«, meinte ich. »Ich habe nicht gefragt. Sie hatten jedenfalls gute Laune, als ich sie abgeholt habe.«

Wir blieben an der Kreuzung stehen, Linda und Heidi wollten beide als Erste auf den Knopf an der Ampel drücken, doch Vanja kam ihnen zuvor und drückte triumphierend darauf. Heidi begann zu weinen.

»Du darfst beim nächsten Mal drücken«, sagte ich.

»Vanja hat mich geschubst«, sagte sie.

»Das darfst du nicht, Vanja«, ermahnte sie Linda. »Aber jetzt kaufen wir uns ein Eis.«

Heidi blieb mit gesenktem Kopf stehen, als wir die Straße überqueren wollten. Ich ging zurück, nahm sie auf den Arm und trug sie bis zum Kiosk.

»Warum wird Heidi getragen und ich nicht?«, fragte Vanja.

»Weil sie geweint hat«, erwiderte ich. »Aber ich kann dich auf dem Rückweg ein bisschen tragen.«

Ich steckte den Kopf in die Luke des Kiosks, und da ich niemanden sah, drückte ich auf eine kleine glänzende Glocke, die auf dem Tresen stand.

Jan Vidar war vielleicht derjenige, dessen Reaktion ich am meisten fürchtete. Er war und blieb für mich fünfzehn, und unsere Welt hatte ich ja nicht gerade als fantastisch beschrieben. Vielleicht erinnerte er sich an sie als fantastisch? Vielleicht hatte er die Vergangenheit verklärt?

Eine Frau, sie sah wie eine Rumänin aus, kam aus einem kleinen Hinterzimmer auf mich zu.

»Okay«, sagte ich und sah die Kinder an. »Jetzt zeigt ihr auf das Eis, das ihr haben wollt. Entscheidet euch.« Ich sah sie an. »Auf jeden Fall zuerst einmal zwei Kaffee. Einen mit Milch.«

»Ich möchte... ein Calippo«, sagte Vanja.

»Cola oder das Grüne?«

»Das Grüne«, antwortete sie.

»Und ein Calippo mit Fruchtgeschmack«, sagte ich zu der dunkelhaarigen Frau.

»Ich auch«, erklärte Heidi.

»Zwei also«, sagte ich. »Und du, John? Kannst du darauf zeigen?«

Er zeigte auf ein Sandwich. Ob er wusste, was er tat, war mir nicht klar.

»Und ein Sandwich.«

Sie gab alles in die Kasse ein, ich hielt die Kreditkarte in die Luft, sie schob mir ein kleines Lesegerät hin und drückte auf ein

paar Knöpfe. Ich steckte die Karte hinein, sie ging zu ihrer Kühltruhe. Auf dem Bürgersteig hinter den wenigen Stühlen und Tischen ging ein junger dicker Mann mit einem kleinen Hund. Ich sah, dass Vanja ihnen nachblickte. Der Mann war so dick, dass ich dachte, bestimmt ein Frührentner. Billige khakifarbene Shorts, militärgraue Kappe, schwarzes T-Shirt. Ich gab die Geheimzahl ein. Die Frau richtete sich auf.

»Was für ein Hund war das, Vanja?«, fragte ich, als ich Okay drückte.

»Ein Terrier, glaube ich.«

Linda hatte Heidi im Schatten eines Sonnenschirms auf den Arm genommen, John war auf einen Stuhl geklettert und versuchte, aus einem Spalt des Tisches einen Strohalm herauszuziehen, dessen Ende eingeklemmt war.

»Frucht-Calippo ist leider aus«, erklärte die Frau. »Darf es stattdessen Cola sein?«

»Ja, ist gut.«

Das kleine Kartenlesegerät begann plötzlich zu knattern, und ein Papierstreifen stieg langsam, wie aus großer Tiefe, auf. Die Frau reichte mir die drei Eistüten und riss den Papierstreifen ab, ich ging die paar Schritte hinüber zu den Kindern, gab jedem das, was er hatte haben wollen, und als ich zurückkam, hielt mir die Frau zwei Pappbecher mit Kaffee und die Quittung hin. Ich stellte einen der Becher vor Linda, die gerade die Eistüten öffnete, setzte mich an den Tisch und nippte an meinem Becher.

Gunnar war wütend geworden, als *Außerhalb der Welt* erschien. Es war das erste Mal, dass ich etwas veröffentlicht hatte, es war eine große Veränderung, und vermutlich war es ein Schock gewesen, sich in einem der Charaktere zu erkennen, seither waren jedoch über zehn Jahre vergangen, und dass man meinen letzten Roman für den Literaturpreis des Nordischen Rates nominiert hatte, müsste eigentlich einiges bewirkt haben; ich war nicht einfach irgendjemand, der mit dem Traum vom Schreiben Zeit verschwendete, ich war auf nationalem Niveau ein anerkannter Schriftsteller und durchaus auch auf internationalem, wenn auch nicht so bekannt; die wenigen Zeilen allerdings, die über meine Bücher in

ausländischen Zeitungen gestanden hatten, waren garantiert in *Fædrelandsvennen* referiert worden. Das Zitat der *Frankfurter Allgemeine*, die den Roman ein Meisterwerk genannt hatte, und vielleicht auch *The Guardian*, obwohl deren Rezension ambivalenter gewesen war. Gunnar würde es vermutlich nicht gefallen, dass ich über meinen Vater und meine Großmutter schrieb, doch was ich über ihn geschrieben hatte, war wirklich absolut in Ordnung, er kam gut dabei weg und wurde mit Respekt behandelt.

»Ich glaube, ich habe Reisefieber«, meinte Linda. »Ich bin ein bisschen aufgeregt.«

Ein älterer Mann fuhr auf einem Fahrrad vorbei, an dem irgendwas gegen die Speichen schlug, außerdem schleiften die Pedalen am Schutzblech.

»Wegen der Zugfahrt?«, fragte ich.

»Ja. Ich war schon als kleines Mädchen aufgeregt, wenn ich verreisen sollte.«

»Was hast du gesagt, Mama?«, fragte Vanja.

»Ich habe gesagt, dass ich aufgeregt bin, weil ich verreisen soll.«

»Warum denn?«, hakte Vanja nach.

»Ja, das würde ich auch gern wissen«, sagte ich. »Aber es ist doch ganz schön, wenn es ein bisschen kribbelt, oder?«

»Könnt ihr euch vorstellen, dass ich allein nach Hydra gereist bin, als ich sieben Jahre alt war«, erzählte sie. »Das ist absolut unglaublich.«

»Ja, das stimmt«, sagte ich.

»Was denn?« Wieder war es Vanja.

»Ich bin allein auf eine Insel nach Griechenland gefahren, als ich nur zwei Jahre älter war, als du jetzt bist. Das heißt, ich war nicht ganz allein, ich bin mit einer Familie gefahren, aber ich hatte weder meine Mama noch meinen Papa dabei.«

»Das war in den Siebzigern«, sagte ich. »Da hat man Kinder mit anderen Augen gesehen.«

»Es war extrem, selbst für die siebziger Jahre«, erwiderte sie.

»Habe ich euch erzählt, wann ich das erste Mal allein verreist bin?«, fragte ich.

Linda schüttelte den Kopf.

»Das war auch in den Siebzigern. Aber ich war nicht so taff wie du. Es war in der ersten Klasse. Ich habe nach der Schule den Schulbus verpasst. Als ich vor der Schule stand und weinte, kam der Hausmeister zu mir. Wir hatten einen fantastischen Hausmeister, wir besuchten ihn hin und wieder in seiner Werkstatt. Aber egal, er sagte zu mir, ich solle den nächsten Bus nehmen. Der fahre zwar in die entgegengesetzte Richtung, aber wir wären ja auf einer Insel, irgendwann würde er schließlich an unserem Haus vorbeikommen. Ich stieg in den Bus. Ich kannte keinen Menschen. Und als wir nach links statt nach rechts fuhren, hatte ich eine Todesangst. Ich hatte plötzlich vergessen, was der Hausmeister gesagt hatte, oder ihm nicht geglaubt. Jedenfalls hatte ich eine solche Angst, dass ich schließlich an der Schnur zog. Der Bus hielt, und dann stand ich an einer Straße, wo ich noch nie gewesen war, bestimmt zehn Kilometer von zu Hause entfernt.«

»Und was hast du gemacht?«, fragte Linda.

»Ein anderer Junge war zusammen mit mir ausgestiegen. Ich sagte, ich hätte mich verlaufen, und er sagte, ich könne mit zu ihm nach Hause kommen. Und das tat ich. Es war ein dunkles Haus direkt an der Straße. Sein Vater rief meinen Vater an, der mich dann abgeholt hat.«

Ich sah Vanja an.

»Das war dein Großvater.«

»Und deiner und deiner«, sagte Linda zu Heidi und John.

»Ich weiß«, sagte Vanja. »Er ist tot.«

Ich nickte.

»Er starb, bevor ich geboren wurde«, fügte sie hinzu.

»Mamas Vater ist auch tot«, sagte Heidi.

»Er starb an Silvester«, erklärte Vanja.

»So ist es«, sagte ich und sah Linda an. Sie lächelte.

»Aber ihm bist du begegnet, Vanja«, sagte sie.

Vanja nickte ernst.

»Zwei Mal«, meinte sie. »In Stockholm.«

»Ich bin in Stockholm geboren«, sagte Heidi.

»Ja, das bist du«, bestätigte Linda und drückte sie an sich.

Am nächsten Morgen stand ich um halb fünf auf, schaltete den piepsenden Wecker aus, griff das Bündel mit meiner Kleidung und zog mich auf dem Flur vor dem Schlafzimmer an, um Linda nicht zu wecken, holte die beiden Zeitungen, die vor der Haustür auf dem Boden lagen, setzte Kaffee auf, las das Feuilleton und den Sportteil und aß einen Apfel, während ich darauf wartete, dass der Kaffee durchlief. Als es soweit war, trank ich eine Tasse und rauchte eine Zigarette auf dem Balkon. Der Himmel war diesig, die graue Dunkelheit der Dämmerung hielt sich noch zwischen den Gebäuden unter mir, es lag etwas Feuchtes in der Luft, es war Mitte August, bald würde es Herbst werden.

Ich zündete mir eine weitere Zigarette an, um die Zeit vor der Arbeit so lange wie möglich hinauszuzögern, drückte sie aber halbgeraucht aus und ging ins Arbeitszimmer, fuhr den Computer hoch, setzte mich, schaltete die Lampe ein, die mit einer Klemme am Bücherregal befestigt war, sah den Stapel mit CDs durch, der daneben auf dem Fußboden stand, entschied mich für Boo Radleys' *Giant Steps* und wurde von einer Sekunde auf die andere in die Atmosphäre von damals geschleudert, Bergen zu Beginn der neunziger Jahre; seit damals hatte ich die Platte so gut wie nicht mehr gespielt, aus genau diesem Grund, ich wollte nicht mit diesen Gefühlen konfrontiert werden. Eine Weile überlegte ich, ob ich eine andere Musik auflegen sollte, gleichzeitig öffnete ich den Text des zweiten Romans und scrollte mich durch das Manuskript. Nein, es ging nicht. Ich schob stattdessen Josh Rouses *1972* ein, es war angenehm und behaglich, an der Grenze zu Muzak, gut, um den Tag zu beginnen.

Eine Stunde später hörte ich irgendwo eine Tür klappen. Ich drehte die Musik leiser und horchte. Jemand ging über den Flur. John oder Heidi. Nicht, dass es irgendeine Rolle spielte, war ein Kind wach, kam das andere bald nach.

Ich öffnete die Tür und ging in die Küche. John sah mich mit dem Kopfkissen in der Hand an. Es war zehn nach halb sechs.

»Es ist mitten in der Nacht«, sagte ich. »Leg dich wieder hin.«

»Ich bin aber nicht müde«, erwiderte er in einem Ton, als hätte ich ihm Vorwürfe gemacht.

»Möchtest du frühstücken?«

Er nickte. Ich hob ihn auf den Kinderstuhl, holte das Müsli aus dem Küchenschrank und Joghurt mit Blaubeergeschmack aus dem Kühlschrank, schüttete Müsli und Joghurt in einen Teller und stellte ihn auf den Tisch, dann gab ich John einen Löffel, den er glücklicherweise nahm.

Neue Schritte. Ich drehte mich um, Heidi stand in der Tür.

»Guten Morgen, Heidi«, sagte ich.

Sie antwortete nicht, sah mich nur mit schmalen Augen und zerzaustem Haar an.

»Ich will auch«, erklärte sie.

»Natürlich bekommst du auch etwas«, sagte ich.

»Hallo, Johnne«, grüßte sie ihren Bruder.

»Hallo«, sagte John.

Sie bekam einen Teller und einen Löffel.

»Könnte ihr allein hier sitzen bleiben?«, fragte ich.

Heidi nickte und fing an zu frühstücken. Ich ging wieder ins Arbeitszimmer und ließ die Tür einen Spalt offen, damit ich sie hören konnte, versuchte, wieder in den Text zu finden. Es war schwieriger ohne Musik, aber nur wenige Minuten später beschrieb ich, wie Geir Angell und ich kurz nach dem Begräbnis seiner Mutter nach Søgne fuhren, nachdem ich an einer Hochschule gelesen und einen Vortrag gehalten hatte. Warum ich darüber schrieb, wusste ich nicht, aber ich schrieb über das Gefühl, das mir diese Fahrt in der Dunkelheit unter winterlich funkelnden Sternen gegeben hatte.

»Papa«, sagte Heidi hinter mir. Ich zuckte zusammen vor Schreck.

»Was ist denn?«, meinte ich und drehte mich um.

»Johnne will aus seinem Stuhl.«

Ich stand auf, ging in die Küche, hob ihn heraus und stellte ihn auf den Boden. Die Windel war so schwer, dass sie ihm die Beine herunterhing. Ich riss sie an den Seiten auf, stopfte sie in den Müll-eimer unter der Spüle, sagte, er solle ganz still stehen bleiben, was er auch tat, holte eine neue Windel aus dem Bad und zog sie ihm an, alles unter Heidis Oberaufsicht.

»Wir wollen baden«, sagte sie.

»Kommt gar nicht in Frage«, meinte ich.

»Was?«, sagte Heidi.

»Nicht jetzt«, erklärte ich.

»Was?«, sagte sie wieder. Sie hatte die Angewohnheit, grundsätzlich zu allem »was« zu sagen; manchmal hatte es den Anschein, als wäre sie ein bisschen schwer von Begriff. Ich mochte es nicht.

»Nein«, sagte ich. »Jetzt wird nicht gebadet.«

Sie sah mich mit finsterner Miene an. Dann drehte sie sich zu ihrem Bruder um, der auf allen vieren lag und sich mit irgendetwas an der Fußleiste beschäftigte.

»Komm, John«, forderte sie ihn auf. »Wir gehen ins Wohnzimmer spielen.«

Es war fünf nach sechs. Draußen fuhren die ersten Busse. Die dunklen, schweren Geräusche hörten sich an, als würde jemand stöhnen. Ich ging ins Schlafzimmer, um Linda zu wecken. Vanja schlief neben ihr. Sie huschte nachts oft aus dem Kinderzimmer und lag manchmal bereits in unserem Bett, wenn wir schlafen gingen. Als Heidi geboren wurde, hatten wir ihr gerade beigebracht, in ihrem eigenen Bett zu schlafen. Linda hatte es leid getan, dass sie nicht mehr bei uns schlafen durfte, und von dem Tag an verlangte Vanja, dass wir uns neben sie legten, bis sie eingeschlafen war. Aber damit nicht genug, wenn sie allein aufwachte, kam sie zu uns.

»Es ist zehn nach sechs«, sagte ich. »Heidi und John sind bereits wach. Stehst du auf, damit ich noch ein bisschen arbeiten kann?«

»Mm«, murmelte sie.

Ich fuhr den Computer auf dem Tisch im Schlafzimmer hoch, öffnete die E-Mails und sah nach, ob gegen alle Erwartung im Laufe der Nacht etwas eingegangen war, glücklicherweise lag aber nur die tägliche Nachrichtenübersicht von *Agderposten* im Eingangsordner, wie an jedem Morgen, seit ich versucht hatte, in ihr Archiv zu gelangen, um zu sehen, ob es dort irgendwelche Artikel über meinen Vater gab, es war immer vergebens, irgendein technischer Fehler war aufgetreten, aber meine Adresse hatten sie registriert, und es war mir nie gelungen, meinen Namen zu löschen. Allerdings waren diesen allmorgendlichen Provinznachrichten auch ganz nett. Ich löschte die Mail, googelte mich selbst, nichts, und surfte ein bisschen, ohne dass Linda sich auch nur gerührt hatte, dann ging ich

wieder ins Arbeitszimmer, schloss die Tür, schaltete die Musik ein und versuchte, mich wieder in den Text zu vertiefen. Aber die kleine Unterbrechung hatte gereicht, um den Widerstand wachsen zu lassen. Wenn ich morgens anfang, behinderte mich nichts, die Bewegungen zwischen Schlaf und Text waren fließend. Im Laufe des Tages musste ich mich immer mehr anstrengen, um den Widerstand zu überwinden, und am Nachmittag war Schlaf die einzige Möglichkeit, die ich hatte, um diesen Zustand zu beenden und von vorn zu beginnen.

Es dauerte fast eine Stunde, bis ich meinen Rhythmus wiedergefunden hatte. Nicht lange danach klopfte Linda an die Tür und fragte, ob es irgendwo noch saubere Socken gebe, beziehungsweise ob sie meiner Ansicht nach auch ohne Socken in den Sandalen gehen könnten. Ich drehte mich um und sah sie mit meinem kältesten Blick an. Sie warf die Tür zu. Ich kochte. Im Flur hörte ich ihre Stimmen, Vanja und Heidi schrien sich an. Ich begriff, dass Linda Probleme hatte, sie anzuziehen, und ich bekam ein so schlechtes Gewissen, dass ich hinausging, um ihr zu helfen. Ihrem Blick wollte ich dennoch nicht begegnen. Ich stellte mich hinter Vanja, griff nach ihrem Fuß und zog ihr die Sandale an.

»Ai!«, schrie sie.

Aua sagte sie nie, es war immer nur das schwedische Ai.

Ich steckte die schmalen Riemen durch die Schnalle, bog sie zurück und legte die Klettverschlüsse, oder wie die Dinger hießen, übereinander.

»Hast du sie mit Sonnencreme eingeschmiert?«, fragte ich.

»Ich glaube, das ist heute nicht nötig«, erwiderte Linda.

»Zähne geputzt?«

»John schon. Vanja und Heidi noch nicht. Wir waren noch nicht soweit.«

Ich riss die Badezimmertür auf, hielt ihre beiden Zahnbürsten unter den Wasserhahn, drückte einen Klecks Zahnpasta darauf, ging wieder hinaus, gab Linda eine Zahnbürste und stellte mich mit der anderen vor Heidi.

»Mund auf«, befahl ich.

Sie presste die Lippen zusammen.

Hin und wieder tat sie es aus Spaß, diesmal aber nicht; die Augen, mit denen sie mich ansah, waren schmal und rebellisch.

»Findest du, dass ich zu wütend war?«, fragte ich.

Sie nickte.

»Ich bin nicht mehr wütend«, sagte ich. »Kannst du nicht einfach deinen Mund aufmachen?«

Nein.

»Du willst doch nicht, dass ich Gewalt anwende, oder?«

»Was?«

»Gewalt. Dass ich dir die Zähne putze, obwohl du es nicht willst.«

»Was?«

»Ich bin fertig!«, rief Vanja und grinste ihre Schwester an. John versuchte, die Wohnungstür zu öffnen, er stand auf den Zehen und hatte seine Hand schon am Griff, kam aber nicht weit genug, um ihn herunterzuziehen.

»Mama soll«, sagte Heidi.

»Okay«, lenkte ich ein und reichte die Zahnbürste Linda, für die Heidi sofort den Mund öffnete und ihre Zähne zeigte.

»Also, macht's gut«, sagte ich.

Niemand antwortete.

»Du könntest zumindest antworten«, meinte ich zu Linda und sah sie an.

»Mach's gut«, meinte sie. »Aber ich komme noch mal nach Hause, bevor ich fahre.«

»Okay«, erwiderte ich und ging zurück ins Arbeitszimmer. Saß reglos auf dem Stuhl und wartete, bis ich sie im Aufzug verschwinden hörte und der Aufzug das Gebäude hinunterfuhr, erst dann klickte ich das verkleinerte Dokument an, das sich im nächsten Augenblick auf dem Bildschirm ausbreitete.

Linda kam eine halbe Stunde später zurück. Ich ging zu ihr, sie schlug vor, auf dem Balkon einen Kaffee zu trinken, dort saßen wir zehn Minuten und rauchten jeder eine Zigarette, ohne ein Wort zu sagen.

»Ich hoffe, ihr kommt zurecht«, sagte sie, als sie mit ihrem Koffer im Flur stand.

»Bestimmt«, versicherte ich.

»Ich rufe heute Abend, bevor sie zu Bett gehen, an. Ist das okay?«

»Natürlich. Versuch, dich ein bisschen zu entspannen. Und grüß Helena und ...«

»Fredrik. Werde ich tun.«

Wir küssten uns, sie schloss die Tür hinter sich, und ich ging ins Schlafzimmer, um die E-Mails zu checken, eine von play.com, sonst nichts, dann setzte ich mich ins Arbeitszimmer und fing wieder an zu schreiben. Eine halbe Stunde telefonierte ich mit Geir Angell, aß zum Mittagessen ein paar Fischfrikadellen, machte eine frische Kanne Kaffee, und als ich danach vom Balkon zurückkam, war eine E-Mail von Gunnar gekommen.

Im Betreff stand »Verbale Vergewaltigung«.

Ich war nicht in der Lage, die Mail zu öffnen.

Ich stand auf, ging in die Wohnung, griff zum Telefon, setzte mich auf den Balkon und rief Geir Angell noch einmal an.

»Ruft mich dieser Mann schon wieder an?«, sagte er.

»Ich habe eine E-Mail bekommen«, meinte ich.

»Von deinem Onkel?«

»Ja.«

»Gefällt's ihm nicht?«

»Keine Ahnung. Ich habe sie nicht gelesen. Ich traue mich nicht.«

»Wie schlimm kann es schon sein? Reiß dich zusammen. Schluss jetzt mit diesem Vogel-Strauß-Verhalten.«

»Im Betreff steht ›Verbale Vergewaltigung‹.«

»Oha!«

»Ich muss sie wohl lesen«, sagte ich. »Ich kann es ebenso gut gleich tun. Hör mal: Ich schicke dir die Mail, dann kannst du sie auch lesen, und hinterher rufe ich dich an. Okay?«

»Klar.«

Wir legten auf, ich zündete mir eine Zigarette an und blickte über die Dächer. Mein Herz schlug so heftig, als ob es mir aus der Brust hüpfen wollte.

Verbale Vergewaltigung.

Ich trank einen Schluck Kaffee und überlegte, ob ich einen Spaziergang in die Stadt machen sollte, nur um die Mail eine Weile lie-

gen zu lassen, ob ich mich vielleicht in den Park setzen oder in ein paar Geschäfte gehen sollte. Aber ich wusste, dass die Frage, was wohl in der Mail stand, mich ununterbrochen quälen und ich nirgendwo Ruhe finden würde.

Ich stand auf, ging ins Schlafzimmer und klickte Gunnars Mail bereits an, bevor ich mich hingesetzt hatte; ich las so schnell es mir möglich war, als sei das Furchtbare die Begegnung zwischen Auge und Text und nicht der Inhalt des Textes.

Einiges hatte ich erwartet, so etwas allerdings nicht.

Es war, als stünde er vor mir und schrie mich an. Er schrieb, meine Mutter stecke hinter diesem Roman. Sie würde die Familie Knausgård hassen, schrieb er, sie hätte die Familie Knausgård immer gehasst. In all den Jahren hätte sie mich mit diesem Hass indoktriniert, mir den Kopf verdreht, bis ich den Kontakt zur Realität vollkommen verloren und dieses erniedrigende, unmoralische und egozentrische Machwerk verfasst hätte, um mich an der Familie zu rächen und meine Briefftasche zu füllen. Es sei weit schlimmer als das, was mein Vater meiner Meinung nach in meiner Kindheit getan hätte. Die Quelle aller meiner Bücher sei meine Mutter, alle meine Bücher würden von ihren heimlichen Rachemotiven geprägt. Sie seien voller Fehler, schikanierender Beschreibungen und einer Sicht auf Menschen, von der er nicht geglaubt habe, dass es so etwas in der Familie gebe. Was ich bräuchte, sei eine Therapie.

Er schrieb, er würde den Verlagsleiter persönlich verantwortlich machen, ihn anzeigen und eine Schadenersatzklage einreichen, sollte das Manuskript veröffentlicht werden. Die Mail war nicht unterzeichnet.

Nachdem ich seine Nachricht gelesen hatte, war ich gerade noch in der Lage aufzustehen. Klar denken konnte ich nicht. Ich musste mit jemandem reden, das war alles, was ich wusste, ich gab Geir Angells Adresse ein und schickte ihm die Mail. Dann ging ich in die Wohnung. Ich stellte mich ans Wohnzimmerfenster und blickte hinunter auf den Platz, ging in die Küche und warf einen Blick über die Hausdächer, ging ins Kinderzimmer und betrachtete die Etagenbetten von Heidi und Vanja, Johns Gitterbett, ich verließ das Zimmer und ging ins Bad, drehte den Wasserhahn auf und wusch

mir die Hände, ging ins Wohnzimmer, öffnete die Tür zu dem langen Balkon, die Sonne war herausgekommen, es war warm, ich griff mit beiden Händen um das Geländer und beugte mich vor, um hinunter auf all die Menschen zu sehen, die unter mir am Haus vorbeigingen, ließ das Geländer wieder los und ging zurück in die Wohnung, lief auf und ab und traf dann eine Entscheidung, es war etwas an die E-Mail angehängt worden, eine weitere Mail, ich konnte sie ebenso gut jetzt lesen, es konnte jedenfalls nicht noch schlimmer kommen.

Die Mail war an Sissel Norunn Hatløy gerichtet, also an meine Mutter. Darin schrieb er, er hätte gerade das letzte Manuskript des »Schriftstellers« gelesen, damit meinte er mich. Und nun würde er keine Worte dafür finden, was er von mir hielt. Er tat es aber trotzdem. Und zwar mit den schlimmsten Charakterisierungen, die man sich denken konnte. Ich würde mich selbst verherrlichen, ich sei ein hilfloser armer Wicht und ich sei böse. Merkwürdig ist, schrieb Gunnar, dass ich die Familie Knausgård angreife, während sie, also meine Mutter, davon ausgenommen werde. Kein böses Wort des Autors über sie. Warum? Er hätte ein ganz anderes Bild von ihr, schrieb er: Sie habe Yngve und mich während unserer gesamten Kindheit vernachlässigt, sie sei nur mit sich selbst und, wie er sich ausdrückte, ihrem quasiphilosophischen Ego beschäftigt gewesen, das ich nun weitertrüge. Kein Gedanke an andere Menschen, nur an sich selbst. Kein Mitgefühl, kein Gefühl der Fürsorge, reiner Narzissmus. Sie hätte eine Richtschnur für meinen Vater sein sollen, als er sie am meisten brauchte, aber das sei sie nicht gewesen. Er nannte es Vernachlässigung der Fürsorge. Dies sei der Kern, dies sei das Wesentliche. Ich hätte das nie verstanden, weil sie mir den Kopf verdreht habe. Ich glaube alles, was sie sage, und da sie die Familie Knausgård hasse, würde ich es auch tun. Dann beschrieb er, wie sie seiner Erinnerung nach in ihre Familie gekommen war.

Er war noch ein kleiner Junge gewesen, und Mutters Anwesenheit schien einen deutlichen Eindruck bei ihm hinterlassen zu haben, denn er verwendete sehr starke Worte, um ihre Aura zu beschreiben, die angeblich so kalt und abweisend gewesen war, dass man sich an eine Gletscher-Beschreibung erinnert fühlte. Sie habe

keinerlei Wärme ausgestrahlt und auch nicht am Familienleben teilgenommen, sondern allein in einer Ecke gesessen und eine Illustrierte gelesen, hin und wieder habe sie, eine Zigarette paffend, verstohlene Blicke auf den Rest der Familie geworfen. Mit niemandem habe sie geredet, und für die Minderjährigen, die sich in ihrer Nähe befanden – hier dachte er offensichtlich an sich selbst –, habe sie nicht ein herzliches Wort gehabt. Und so sei es auch weitergegangen, denn nie war er von ihr zu ihr nach Hause eingeladen worden, als er erwachsen gewesen war, und sie sei auch nie zu ihnen zu Besuch gekommen, um sich seine Kinder anzusehen, und außerdem schien sie sich bei seiner sozialen und herzlichen Mutter regelrecht unwohl gefühlt zu haben. Er schrieb, sein älterer Bruder habe ihm leid getan, dass er mit ihr zusammenleben musste, er habe sich gefragt, wie sie so geworden war, wie sie eine solch unheimliche Ausstrahlung bekommen konnte, und er erinnerte sich an einen Ausflug zu ihr und ihrer Familie nach Vestland, als er zwölf Jahre alt war. Ihre Mutter, also meine Großmutter mütterlicherseits, beschrieb er als autistisch, voller Komplexe und Minderwertigkeitsgefühle. Den Hof, auf dem sie wohnten, charakterisierte er als erbärmlich und nannte ihn den Hof eines Häuslers. Als er meine Großmutter damals als Zwölfjähriger sah, verstand er, warum ihre Tochter einen so krankhaften Drang hatte, etwas Besseres zu sein, und warum ihr Sohn, mein Onkel Kjartan, nichts anderes tat, als Gedichte über Krähen zu schreiben, eine Tätigkeit, die Gunnar offenbar für ebenso lächerlich wie dumm und unwürdig hielt. Meine Mutter habe zu Hause nicht gelernt, was sie hätte lernen sollen, das heißt, die Fähigkeit zum Mitgefühl, die Fähigkeit zur Fürsorge, die Fähigkeit, eine Atmosphäre der Gemütlichkeit zu schaffen, und das habe sie an mich weitergegeben, ich würde an genau den gleichen Fehlern leiden.

Er schrieb ihr diese Mail, um zu betonen, dass sie noch immer die Verantwortung für mich trug, er nannte mich »deinen Sohn ohne Freunde«, weil es so weit mit mir gekommen war. Er verglich mich mit meinem Vater und schrieb, ich sei ebenso unzuverlässig wie er, bei mir zeige sich die gleiche Persönlichkeitsspaltung. Dann verglich er mich mit meiner Mutter und schrieb, ich sei ebenso zynisch und empathielos wie sie. Aber war das im Buch zu lesen?

Nein, dort fehlte diese, seiner Ansicht nach korrekte Sicht völlig. Mutters Schuld an Vaters Untergang sei ganz offensichtlich für alle, die bereit seien zu sehen, behauptete er. Vater habe von ihr nie bekommen, was er brauchte, das heißt Liebe, Nähe, Wärme und Kameradschaft. Das hatte Gunnar bereits als Zwölfjähriger erkannt und begriffen, aber für seinen Bruder, also meinen Vater, war diese Einsicht zu spät gekommen.

Schließlich forderte er sie auf, mich dazu zu bringen, dieses Projekt zu stoppen, und bot an, mir einen Platz in einer psychiatrischen Einrichtung zu besorgen. Wenn das Buch dennoch erschiene, würde er eine Entschädigungsklage anstreben. Er würde diesen hasserfüllten Angriff auf die Knausgårds stoppen, hinter dem sie stecke, egal welche Mittel dazu notwendig seien.

Die Mail war mit seinem Namen unterzeichnet, aber in seiner Eigenschaft als Bruder meines Vaters.

Ich legte mich aufs Bett und blieb reglos liegen. Es war plötzlich die einzige Möglichkeit. Ich kann mich nicht mehr erinnern, wieso oder wie es sich anfühlte, denn seit damals sind anderthalb Jahre vergangen, und ich habe diese explosionsartigen Angstgefühle nicht mehr. Ich kann sie verstehen, sehr gut sogar, aber ich kann diese Gefühle nicht wieder zum Leben erwecken. Wenn ich diese Mails heute lese, packt mich ein großes Unbehagen, denn sie bestätigen etwas, das ich immer gewusst, immer gefühlt habe, doch im Vergleich zu ihrer damaligen Kraft sind sie lediglich ein Schatten. Damals, in diesen Augusttagen 2009, haben sie mich vollkommen paralyisiert. Hätte ich die geringste Ahnung gehabt, dass mich eine derartige Wut erwartet, hätte ich mich darauf vorbereitet und so den Effekt abgefedert, oder – das war das Wahrscheinlichste – den Roman schlichtweg nicht geschrieben. Doch während der Arbeit daran hatte ich mir niemals eine derartige Reaktion vorgestellt, nicht ein einziges Mal.

Im Flur klingelte das Telefon.

Es musste Gunnar sein.

Ich konnte jetzt nicht mit ihm reden. Es wäre so wie damals gewesen, wenn ich als kleiner Junge etwas falsch gemacht hatte und hörte, wie Vater unten die Tür öffnete. Jetzt kommt er. Jetzt kommt er.

Vielleicht war es aber auch Geir Gulliksen oder Geir Berdahl, denn auch sie hatten die Mail bekommen.

Ich stand auf und lief in den Flur. Als ich beim Telefon war, hatte es aufgehört zu klingeln. Ich hob den Hörer und rief die entgangenen Nummern auf.

»10« stand auf dem Display.

Was bedeutete, dass der Anrufer eine unterdrückte Nummer hatte. Geir Angell hatte eine unterdrückte Nummer, vermutlich war er es gewesen. Ich riss gern den Witz, dass nur die Polizei und er mit unterdrückten Nummern telefonierten. Aber es war nicht nur ein Witz, denn irgendwo tief in mir wartete ich noch immer auf einen Anruf der Polizei.

Ich nahm das Telefon mit auf den Balkon und rief Geir an.

»Ja, hallo, hier ist Gunnar«, meldete er sich. »Ist dort mein falscher und freundloser Neffe? Wie kannst du es wagen, hier anzurufen?«

»Hast du gerade angerufen?«, fragte ich ihn.

»Ja, sicher«, sagte er. »Du hast miese Laune, oder?«

»Mies ist nicht der richtige Ausdruck. Hast du die E-Mail gelesen?«

»Ja, klar. Zumindest hat dein Onkel einen erfrischenden Ton!«

»Tja.«

»Ich habe laut gelacht.«

»Glaub ich sofort.«

»Komm schon. Er ist wütend auf dich. Das ist nicht schwer zu verstehen. Aber das ist auch alles. Du hast wirklich nichts falsch gemacht.«

»Natürlich. Und er will vor Gericht gehen. Ich zweifele nicht eine Sekunde daran.«

»Aber das ist doch fantastisch! Du solltest hoffen und beten, dass er so etwas Dämliches tut! Du wirst steinreich werden! Alle werden deine Bücher kaufen, wenn es zu einem Prozess kommt! Das geht direkt in die Literaturgeschichte ein. Du wirst Millionär. Ein besseres Szenario ist kaum vorstellbar.«

»Für mich schon.«

»Ach, komm! Was hast du getan? Du hast ein Buch über dein

Leben geschrieben, so wie du es siehst. Das ist ein Freiheitsprojekt. Freiheit ist etwas, das man sich nimmt. Wird einem die Freiheit erteilt, ist man ein Sklave. Du wolltest über dein Leben schreiben, so wie es ist. Das hat einen Preis. Den Preis siehst du jetzt. Du hast auf deinen Onkel keine Rücksicht genommen, also bist du rücksichtslos gewesen. Das sind die Unkosten. Ja, er ist wütend auf dich. Ja, das kann ich verstehen. Er hat das Recht, auf dich wütend zu sein – aus seiner Sicht. Aber mehr steckt nicht dahinter. Verstehst du? Du hast nichts Falsches über ihn geschrieben. Du hast über deinen Vater geschrieben. Das ist dein Recht, das ist dein verdammtes Erbe, das ist das, was er dir hinterlassen hat. Niemand kann dir das streitig machen. Sie können wütend werden, sie können toben, sie können dich und deine Familie schikanieren, aber dann ist auch Schluss. Du hast nichts Falsches getan. Ich erteile dir die vollständige Absolution. Schade übrigens, dass ich kein katholischer Priester bin.«

»Ja.«

»Was, ›ja‹? So ist es. Reiß dich zusammen, Mann. Du wirst reich. Du solltest über all das hier lachen.«

»Es gibt nichts zu lachen.«

»Aber sicher! Als ich diese E-Mail gelesen habe, verstand ich auch endlich, woher das alles kommt. Du bist nicht der einzige Verrückte in deiner Familie. Ihr alle seid es. Dein Vater, dein Onkel und du.«

Ich sagte nichts. Sein Versuch, mich aufzumuntern, half natürlich nicht, aber ich war dennoch froh, dass er es versuchte. Wir redeten noch eine Weile über die Mails und die neue Situation, die sie geschaffen hatten. Geir meinte, ich sollte mich mit der Situation anfreunden. Moral hätte noch nie etwas Eigenes geschaffen, nur Dinge abgelehnt, die geschaffen werden. Das Geschaffene sei das Leben. Und warum Nein zum Leben sagen?

Geir war durch und durch Nietzscheaner. Er sah die Dinge von außen, das war seine Stärke, aber das bedeutete auch, dass er außerhalb stand. Ich befand mich mittendrin, und wenn es etwas gab, worin ich keinen Trost fand, dann in Vitalismus, denn das war identisch mit einer Grenzüberschreitung, und wenn es hier um etwas ging, dann war es im grundlegenden Sinn um die Furcht vor Grenzüberschreitungen.

Während ich mit ihm redete, hörte ich im Telefon das Signal eines eingehenden Anrufs. Ich ignorierte es beim ersten Mal, als ich es aber zum zweiten Mal hörte, sagte ich zu Geir, dass ich auflegen und den Anruf annehmen müsse.

Zunächst stand nur eingehender Anruf auf dem Display. Ich hob nicht ab, es hätte irgendjemand sein können. Doch dann erschien die Nummer. Sie kam aus Oslo. Gunnar hätte durchaus in Oslo sein können, aber die Möglichkeit war gering, außerdem glaubte ich die ersten drei Zahlen wiederzuerkennen, sie gehörten zum Verlag Oktober.

Ich drückte auf die grüne Taste und hob den Hörer ans Ohr, gleichzeitig öffnete ich die Tür und ging ins Wohnzimmer.

»Hallo«, meldete ich mich und ging aufs Fenster zu.

»Hallo, hier ist Geir Berdahl.«

»Hallo.«

»Ich habe gerade eine E-Mail von deinem Onkel erhalten.«

»Dachte ich mir«, sagte ich.

Er lachte auf. Ich blieb vor dem Fenster stehen und lehnte die Stirn gegen das kühle Glas.

»Starker Tobak.«

»Ja.«

»Wir müssen das vernünftig handhaben.«

»Ja.«

Ich trat ans Bücherregal und betrachtete die Titel.

»Wir kommen deinem Onkel so weit wie möglich entgegen. Wir müssen uns einen Handlungsspielraum verschaffen. Er darf die Sache auf keinen Fall vor Gericht bringen. Es ist doch kein Problem für dich, all die Namen zu ändern, die mit der Familie deines Vaters zu tun haben?«

»Nein«, antwortete ich und ging auf die andere Wand zu, drehte um und ging wieder zurück. »Nein, nein. Ich habe ihm das doch schon in der Mail angeboten, die ich ihm geschickt habe.«

»Gut. Dann sage ich ihm, dass wir sämtliche Namen ändern. Und das Umfeld anonymisieren, soweit es sich machen lässt.«

»Ja.«

»Ich nehme Kontakt zu einer Anwaltskanzlei auf, mit der wir

zusammenarbeiten. Nur, damit du Bescheid weißt. Wir müssen uns absichern, dass unser Vorgehen legal ist, weißt du.«

»Ja.«

»Aber er ist ziemlich wütend, was?«

»Das kann man wohl sagen.«

Ich ging in die Küche und schaute auf die Schränke über der Spüle, einer stand offen, ein Brett, auf dem normalerweise Gläser standen, war beinahe leer. Die Spülmaschine musste voller Gläser sein.

»Könnte aber auch sein, dass er dich nur ein bisschen erschrecken will«, fuhr Geir fort.

»Das hat er geschafft.«

»Na gut, Karl Ove. Du arbeitest einfach weiter an dem Buch, so gut du kannst. Ich melde mich, sobald ich etwas von den Anwälten gehört habe.«

»Okay.«

»Tschüss.«

»Tschüss«, erwiderte ich und legte auf. Ich ging zurück ins Wohnzimmer, dann über den Flur ins Badezimmer, wo ich den Hahn aufdrehte und mir die Hände mit heißem Wasser wusch. Ich trat auf den Balkon, wusste aber, dass ich dort nicht allein sitzen und rauchen konnte, es war zu leer und zu still, also holte ich das Telefon, das ich auf den Küchentisch gelegt hatte, und rief Linda an.

»Hallo!«, meldete sie sich.

»Du hörst dich an, als wärst du glücklich«, sagte ich und ging ins Wohnzimmer, ans Fenster. »Bist du schon da?«

»Nein, ich sitze noch im Zug. Ich habe ein bisschen geschlafen. Und jetzt lese ich. Und du?«

»Es geht mir nicht besonders gut, nein. Ich habe eine E-Mail von Gunnar bekommen. Er ist unglaublich wütend. Er ist fast verrückt vor Wut.«

»Oje«, sagte sie. »Was schreibt er?«

»Du kannst es lesen, wenn du zurück bist. Er will das Erscheinen des Buches verhindern und notfalls vor Gericht gehen.«

»Ist das wahr?«

»Ja. Es ist schrecklich, wie du dir sicher denken kannst.«

»Ja, ich höre es an deiner Stimme. Möchtest du, dass ich wieder nach Hause komme? Es ginge.«

»Nein, nein. Nein. Absolut nicht. Nein, daran darfst du nicht einmal denken. Du hast die paar Tage für dich verdient. Es läuft gut hier. Es war nur ein Schock. Das geht vorbei. Ich habe eben mit Geir Berdahl vom Verlag telefoniert, sie schalten ihre Anwälte ein und versuchen, die Sache so gut wie möglich zu regeln. Ich bin in guten Händen. Es läuft gut.«

»Sicher?«

»Ja.«

»Okay.«

»Ich wollte es nur loswerden. Sonst geht es gut. Ich rufe heute Abend an, dann können wir ausführlicher reden, okay?«

Es war in Ordnung. Linda hatte Gunnar nie kennengelernt, aber sie hatte einiges über ihn gehört. Und sie hatte nicht vergessen, dass er in Mutters Garten gestanden hatte, ohne sie und unsere Kinder sehen zu wollen. Auch nicht, dass er als Einziger geladener Gast nicht zu Vanjas Taufe gekommen war. Nichts davon hatte ich damals bemerkenswert gefunden; im Garten hatte er nur wenig Zeit und bei der Taufe keine Möglichkeit gehabt zu kommen. Jetzt sah ich es in einem anderen Licht, im Licht des Hasses, in dem er diese E-Mail geschrieben hatte. Dieser Hass konnte nicht erst jetzt entstanden sein, so plötzlich, als schlagartiges Resultat eines Buches, das ich geschrieben hatte, er musste die ganze Zeit über da gewesen sein, in all diesen Jahren. Ich hatte es gespürt, stets hatte ich dieses Gefühl gehabt, aber immer gedacht, eigentlich spüre ich nur mich und meine eigene Paranoia. Ich war überzeugt, dass kein Mensch mich mochte, aber das konnte doch nicht sein, nicht wirklich, schließlich war er der Bruder meines Vaters, warum sollte er mich nicht mögen? Wenn ich etwas getan hatte, was ihm nicht gefiel, erwartete ich doch eine gewisse Großzügigkeit, es konnte doch nicht allesentscheidend sein? All dies ging mir im Kopf herum, es waren Argumente gegen ein Gefühl, das ich mir meiner Meinung nach nur einbildete, doch jetzt, angesichts dieser Mail, verabschiedete ich mich von dieser Vorstellung. So war es, und so war es seit langem gewesen, vielleicht schon immer. Indem ich dieses Buch schrieb, be-

stätigte es in seinen Augen nur das, was er immer schon von mir gedacht hatte. Ich hatte ein kleines, in meinen eigenen Augen aber viel zu großes Ego. Ich war unzuverlässig und log. Ich hatte bei ihnen immer das Gefühl gehabt, dass sie mich für einen Lügner hielten. Wie war es dazu gekommen? Wenn es etwas gab, das ich nicht mochte und in meinem Leben nicht haben wollte, dann waren es Lügen. Und nun hielt man ausgerechnet mich für einen Lügner, und dadurch hatte ich selbst auch das Gefühl, ein Lügner zu sein.

Warum?

Es gab eine einfache Antwort. Ich hatte etwas vor ihnen zu verbergen. Ich hatte etwas, das ich ihnen nicht zeigen oder bei ihnen nutzen konnte. Und weil ich um jeden Preis etwas vermeiden wollte, hatte mein Verhalten etwas Verstohlenes an sich und damit auch mein ganzes Ich und mein Charakter. Ich versuchte, so zu sein wie sie und so zu reden wie sie, wenn ich bei ihnen war, aber dass ich nicht wirklich so war wie sie, durchschaute er. Die Täuschung hatte bei ihnen begonnen.

Ich blieb eine Weile mit dem Telefon in der Hand stehen und blickte auf die Häuser vor dem Wohnzimmerfenster. Ich konnte nicht arbeiten, ich konnte nicht lesen, ich konnte mir keinen Film ansehen. Ich konnte auch nicht vor die Tür gehen und mich mit jemandem treffen, denn ich kannte in Malmö niemanden gut genug. Ich konnte lediglich mit irgendjemandem telefonieren. Es half nichts, aber allein die Tatsache, dass es jemanden gab, der sich außerhalb dieser Situation befand und mit mir darüber reden wollte, ließ den Augenblick erträglich werden. Also telefonierte ich in den beiden verbleibenden Stunden, bis ich die Kinder aus dem Kindergarten abholen musste. Ich redete mit Geir Gulliksen darüber, was wir unternehmen sollten, ich redete mit Espen, der sagte, dass ich im Manuskript nichts verändern und dem Druck nicht nachgeben dürfe, sondern stark bleiben und aushalten müsse, ich redete mit Tore, der wusste, was es heißt, über Dinge zu schreiben, die der tatsächlichen Biographie nahe kommen, und wie so etwas von der Familie aufgenommen wurde, und ich redete mit Yngve. Er war außer sich, denn er hatte ein gutes Verhältnis zu Gunnar, und er wollte auf keinen Fall in die Zwickmühle geraten. Ich sagte, es sei

mein Roman, ich hätte ihn geschrieben, er hätte überhaupt nichts damit zu tun, und Gunnar würde das verstehen. So wie ich es sah, hatte Gunnar Yngve immer gemocht und immer versucht, Kontakt zu ihm zu halten. Schließlich rief ich meine Mutter an, sie war auf dem Heimweg von der Arbeit und hatte ihre E-Mails noch nicht gelesen, wollte es aber tun, sobald sie nach Hause kam. Dann war es zehn vor drei. Ich zog meine weißen Joggingsschuhe an, nahm die Schlüssel aus dem Kästchen, nahm die Mülltüte mit und ging in den Keller, warf die Mülltüte in einen der großen Müllbehälter, verließ das Haus durch den Hintereingang und lief über eine der Straßen hinter dem Haus zum Kindergarten, so wie immer, wenn ich deprimiert war und nicht wollte, dass andere Menschen mich sahen. Als ich unter den warmen, tiefblauen Augusthimmel trat und die abgasgeschwängerte Föreningsgatan entlangging, an dem kleinen Grüppchen vorbei, das immer an der Kreuzungsecke stand und rauchte, auf die andere Straßenseite, dann über das kurze kopfsteingepflasterte Straßenstück bis zur nächsten Querstraße mit ihren jungen dunkelgrünen Laubbäume im Schatten der hohen Gebäudefassaden, spürte ich wieder dieses Gefühl. Es war dasselbe Gefühl, das ich in den Tagen nach Vaters Tod gehabt hatte und in den Tagen, nachdem ich den Anruf mit der Vergewaltigungsklage erhalten hatte, es war, als wäre die Umgebung gewissermaßen ausradiert, als befände ich mich in einer so aufgeladenen Zone, dass alles andere in ihrer Nähe ausgelöscht wurde. Ich sah alles, ich sah die Autos, ich sah den Lidl-Supermarkt, ich sah die Fußgänger und Fahrradfahrer, ich registrierte, was sie anhatten, überwiegend Shorts und T-Shirts, Blusen und Kleider, aber auch die eine oder andere Anzughose und Hemden, ich sah die Montessori-Schule auf der anderen Seite der Kreuzung, den afrikanischen Friseursalon, das polnische Lebensmittelgeschäft und die ganze Reihe kleiner Antiquitätenläden, während ich sie passierte, ich sah einen der Inhaber auf einem Stuhl auf dem Bürgersteig sitzen, so wie er es häufig tat, sein Golden Retriever, der wegen seines Alters immer vor sich hindöste, lag neben ihm, doch das bedeutete nichts, es hatte keine Schwere, kein Eigengewicht. Auch meine Kinder sah ich auf diese Weise, als sie mir im Hinterhof des Kindergartens entgegenliefen. Ich bückte

mich, ich drückte sie an mich, denn das musste ich tun, aber selbst das hatte nicht das notwendige Gewicht, um mich loszureißen.

Zwei Erzieherinnen saßen auf einer Bank und unterhielten sich, während die Kinder um sie herumliefen und spielten. Der ganze Hinterhof war asphaltiert und endete an einer vielleicht sechs Stockwerke hohen, fensterlosen Mauer, die am ehesten der Befestigung einer Burg glich und den größten Teil des Tages die Sonne aussperrte. Davor lag der Sandkasten, neben dem Sandkasten stand ein drei Meter hohes Spielhaus. Der Schuppen auf der anderen Seite war voller Dreiräder, Treträder, Eimer und Schaufeln, Bälle und Hockeyschläger, außerdem gab es zwei kleine Tore und eine Menge Plastikspielzeug, das am Ende des Tages über den ganzen Hof verteilt lag. Die Eltern arbeiteten eine Woche pro Halbjahr mit, außerdem waren sie für die Verwaltung und die tägliche Reinigung zuständig. Ich hatte versucht, mich von allen wichtigen Posten fernzuhalten, zum Beispiel hatte ich nie im Leitungsgremium gesessen und war nie für das Personal, die Finanzen oder die Belegung verantwortlich gewesen, ich hatte darauf beharrt, bei den praktischsten und prestigelosesten Arbeiten mitzuhelfen, der sogenannten Putzgruppe. Das war eine ganz handfeste Aufgabe, ich hatte im Laufe eines halben Jahres den gesamten Kindergarten an vielleicht fünf oder sechs Wochenenden zu putzen. Darüber hinaus machte ich an den Tagen sauber, an denen ich Dienst hatte. Mir war das recht, es erforderte nicht mehr als exakt die Stunden, die es dauerte, dann war ich damit fertig. Das einzige Problem war, dass ich das starke Bedürfnis hatte, den Kindergarten perfekt zu hinterlassen, wenn ich ihn Sonntagabend aufschloss, so dass ich erheblich mehr Zeit benötigte, als tatsächlich notwendig war. Vielleicht wurde ich deshalb bereits im zweiten Halbjahr gefragt, ob ich der Putzbeauftragte werden wollte. Ich stimmte zu und musste nun den Frühjahrsputz organisieren, außerdem Arbeitslisten anlegen und dafür sorgen, dass immer sämtliche Putzmittel vorhanden waren. Ich tat es gern, doch als das Jahr vorbei war und auf der Jahreshauptversammlung eine neue Arbeitsverteilung anstand, bat ich darum, wieder ein normales Mitglied der Putzgruppe zu werden. Es hatte etwas damit zu tun, dass ich gewissermaßen sichtbar wurde, wenn

ich derjenige war, der Dinge zu organisieren hatte, die ich nicht mochte; außerdem musste ich bei eventuellen Beschwerden der Mitarbeiter über Eltern, die beim Putzen geschludert hatten, vermitteln. Ich hätte vor Scham im Boden versinken können, wenn ich mit ihnen redete, schließlich waren es erwachsene Menschen, und ich musste ihnen erklären, dass sie ihre Arbeit nicht ordentlich erledigt hatten und sich das nicht wiederholen sollte. Einmal konnte ich es tun, vielleicht auch ein zweites Mal, doch dann war es genug.

Ich blieb vor den beiden Erzieherinnen stehen. Nadje, die im Irak aufgewachsen war und die Kinder mit eiserner Disziplin im Griff hatte, und Karin, eine der regelmäßigen Aushilfen, die früher fest angestellt gewesen war und ein ganz ungewöhnlich enges Verhältnis zu meinen Kindern hatte.

»Und wie lief's heute?«, erkundigte ich mich.

»Gut«, antwortete Nadje. »Keine Probleme. John hat einen kleinen Riss an der Wange, jemand hat ihn gekratzt, er hat geweint, aber jetzt ist alles wieder gut.«

»Wer hat ihn gekratzt?«

»Heidi. Sie hat sich entschuldigt«, sagte Karin. »Sie war darüber ebenso traurig wie John.«

»Okay«, sagte ich. »Dann gehen wir jetzt.«

Ich drehte mich um und rief ihre Namen. John kam sofort, aber Heidi, die rasend schnell mit einem Fahrrad über den Asphalt fuhr und Malou in einem Wägelchen hinter sich herzog, schien mich nicht gehört zu haben. Vanja lag im Sandkasten, Katinka schaufelte ihr Sand auf die Beine. Ich ging zu ihnen.

»Wir gehen jetzt«, sagte ich.

»Noch ein bisschen, Papa, sei so lieb«, bat Vanja lächelnd.

»Okay, noch fünf Minuten«, sagte ich und setzte mich auf den Stein direkt gegenüber der Bank. Mein Körper schmerzte, und nachdem ich einige Sekunden nicht an Gunnar gedacht hatte, kehrte der Gedanke nun mit erneuter Kraft zurück. Ich hatte gehofft, die Nähe der Kinder würde mir helfen und meinen Blick verändern, aber das Gegenteil war der Fall. In gewisser Weise taten sie mir leid, denn ihr Vater, den sie sahen und auf den sie reagierten, war nicht der, der ich eigentlich war, und das würde ihnen allmählich klarwerden,

wenn sie alt genug waren, um die Eigenschaften und Charakterzüge der Menschen über ihre unmittelbare Präsenz hinaus einschätzen zu können. Ich war sie nicht wert, doch das war nicht das Traurige, das Traurige war, dass sie es nicht wussten.

»Wie geht's Linda?«, erkundigte sich Karin.

»Gut«, erwiderte ich. »Sie macht ein bisschen Urlaub auf irgend-einem Hof. Nur ein paar Tage.«

»Toll, dass du dich allein um die Kinder kümmerst.«

»Nein, nein, mein Gott«, protestierte ich. »Das ist wirklich nichts. Nein, nein.«

Dass ich keine Probleme mit ihnen hatte, lag daran, dass ich streng war, strenger als Linda. Ich ließ mir nichts gefallen und gab ihnen nicht den geringsten Spielraum für Ungezogenheiten. Das wussten sie und hatten sich darauf eingestellt, aber im Grunde war es nicht gut. Das Personal des Kindergartens hatte dafür keinen Blick, sie sahen nur die Situation, wenn die Kinder gebracht oder abgeholt wurden, und dabei, wenn so viele Augen auf mir ruhten, verhielt ich mich auch entsprechend.

Zum Teufel noch mal.

Verdammt Scheiße.

Wie um alles in der Welt hatte ich mich in eine solche Situation manövrieren können? Wozu sollte das gut sein? Konnte ich nicht das Schlechte für mich behalten, so wie andere Menschen auch? Nein, ich musste es unbedingt allen direkt ins Gesicht sagen und andere im Fallen mitreißen.

Gunnar hatte nichts Falsches getan, er hatte nur versucht, sein Leben so gut wie möglich zu leben, und plötzlich hatte es ihn erwischt.

Am liebsten hätte ich im Hinterhof die Arme zum Himmel gestreckt und mit aller Kraft geschrien. Stattdessen sah ich zu, wie Heidi auf dem Fahrrad eine Runde nach der anderen drehte, John war in der Zwischenzeit zu Karin geklettert und starrte zum Dach hinauf, bei Vanja waren bald beide Füße eingegraben, und ich lächelte ein steifes, angestregtes Lächeln, das zeigen sollte, wie herrlich das Leben mit Kindern meiner Ansicht nach war.

Ich stand auf und ging zu Vanja.

»Wir gehen jetzt«, sagte ich. »Keine Widerrede.«
»Aber ich habe keine Beine!«, erklärte sie. »Sieh mal!«
»Gibt's einen Hai im Sand?«, fragte ich.
»Nein«, erwiderte sie. »Ich bin so geboren worden.«
»So, mein Fräulein.«
»Ja?«
»Jetzt gehen wir.«

»Okay«, meinte sie, stand auf und wischte sich den Sand ab, der nicht von allein herabfiel. Ich ging zu John und hob ihn in die Luft, er lachte, bis er begriff, dass wir auf dem Weg zum Kinderwagen waren, aber nachdem er ein bisschen protestiert hatte, fand er sich damit ab. Mir fehlte nur noch Heidi. Ich hatte nicht mehr die Kraft, sie zu überreden, daher rief ich ihr zu, dass sie kommen solle, sofort. Als sie nicht reagierte, drückte ich auf den Türöffner, schob den Wagen, an dem Vanja sich festhielt, zur Tür und öffnete sie. Wir gehen jetzt, Heidi, rief ich, und da kam sie angelaufen.

»Wartet!«, schrie sie. »Wartet!«

»Natürlich warten wir«, sagte ich. »Aber du kommst ja nie!«

Sie griff nach dem Kinderwagen, ohne etwas zu erwidern. Sie maulte. Bisweilen musste ich sie nur anstarren und blinzeln, eine kleine Grimasse ziehen oder sie scheinbar streng ansehen, und der beleidigte Gesichtsausdruck löste sich in einem schelmischen Lächeln auf; manchmal war sie allerdings so verärgert, weil sie sich hatte aufziehen lassen, dass sie nach mir schlug, aber mit leuchtenden Augen. Es kam allerdings auch vor, dass die Verärgerung tiefer saß. Wie jetzt.

Wir gingen auf dem Bürgersteig, die Straße war voller Radfahrer auf dem Heimweg von der Arbeit. Vanja quasselte ununterbrochen. Ich hörte mit halbem Ohr zu, falls sie zu mir aufblicken sollte und eine Reaktion erwartete, soweit ich es verstand, diskutierte sie die Vor- und Nachteile der beiden Hunderassen, mit denen sie sich letzte Woche beschäftigt hatte. Heidi ging mürrisch und schweigend auf der anderen Seite des Kinderwagens, während John in sein übliches Wachkoma gefallen war.

»Wo ist John? Haben wir ihn im Kindergarten vergessen?«, sagte ich, weil ich dachte, wir sollten ihn nicht vollkommen übergehen.

»Hier! Ich bin hier, Papa!«, rief er und drehte sich zu mir um.

»Da ist ja unser Johnnemann!«, sagte ich und blickte hinüber zur Pizzeria an der Ecke, wo einige Gäste unter den grünen Sonnenschirmen im Freien aßen. An manchen Nachmittagen, an denen ich mit den Kindern dort vorbeikam, hatte es ausgesehen, als hielten sie im Lokal reine Mafiatreffen ab. Alte italienische Männer in braunen Anzügen, mit stämmigen, feisten Körpern und bösen Augen.

Ich drehte mich um. Hinter uns kam eine Frau in einem schwarzen Kleid angelaufen, sie zerrte einen kleinen, vielleicht neun Jahre alten Jungen hinter sich her, sie liefen an uns vorbei, und als sie einen Vorsprung von etwa zehn Metern hatten, schob sie ihn an eine Wand, wo er sich die Hose herunterzog und pinkelte, während sie wachsam die Straße beobachtete. Ich traute meinen Augen nicht. Die Pisse lief über den Bürgersteig.

»Was macht der Junge da?«, fragte Vanja und schaute abwechselnd zu mir und zu ihm hinüber.

»Es sieht tatsächlich so aus, als würde er pinkeln«, erwiderte ich.

Der Junge schüttelte ab und zog den Reißverschluss hoch, dann rannten sie auf die andere Straßenseite, während wir am Fahrradladen links abbogen und zur Södra Förstadsгатan weiterliefen. Vor dem 7-Eleven-Laden blieb Heidi stehen und weigerte sich weiterzugehen.

»Ich bin müde«, erklärte sie.

»Aber Heidi«, sagte ich. »Kannst du nicht einfach weitergehen, damit wir nach Hause kommen?«

Sie schüttelte den Kopf.

»Ich will im Wagen sitzen«, verlangte sie.

»Aber der Kinderwagen geht kaputt, wenn ihr zu zweit darin sitzt. Weißt du nicht mehr? Damals, als das Rad abging?«

»Ich will Obst«, weinte sie.

»Das kannst du haben, aber nicht gerade hier. Du bekommst im Supermarkt eine Banane.«

»Ich will eine von *dort*«, sagte sie und zeigte die Straße hinauf, die wir gekommen waren.

»Sollen wir zurückgehen?«, fragte ich. »Den ganzen weiten Weg?«

»Ja.«

Vanja hielt sich auf der anderen Seite am Kinderwagen fest und lachte.

»Vanja«, sagte ich. »Misch du dich nicht ein.«

»Sie hat mich ausgelacht«, behauptete Heidi. Ausgelacht zu werden, war das Schlimmste für sie.

»Aber nein«, sagte ich. »Wir gehen jetzt zum Supermarkt, und dort bekommst du eine Banane.«

Heidi sah mich an. Dann drehte sie sich um und lief so schnell sie konnte auf dem Bürgersteig zurück. Kurz darauf blieb sie stehen und sah mich herausfordernd an.

»Du bleibst hier ganz still stehen, Vanja«, sagte ich. »Versprichst du mir das?«

Vanja nickte, und ich lief Heidi nach. Als sie es sah, lief sie weiter. Ich kam näher, sie blieb vor einer Straßenlaterne stehen und hielt sich daran mit beiden Händen fest.

»Jetzt ist aber Schluss mit dem Unfug«, sagte ich, zog sie von dem Laternenpfahl und trug sie zu den beiden anderen zurück. Sie brüllte aus Leibeskräften. Menschen blieben stehen und sahen uns an. Genau das beabsichtigte sie. Aber das begriffen die Leute nicht. Sie glaubten, ich würde sie schlagen. Sogar ich dachte an so etwas, wenn ich sah, wie Mütter oder Väter gebückt über ihren Kindern standen, bei ihren aggressiven Körperbewegungen ging mir immer durch den Kopf, dass es sich vermutlich um schlechte Eltern handelte, um Menschen der übelsten Art, obwohl ich doch eigentlich wusste, wie so etwas sein konnte.

Ich setzte sie ab.

Sie schrie, sie wolle nicht gehen.

»Soll ich dich ein bisschen tragen?«

Sie schüttelte den Kopf.

»Und was sollen wir machen?«, fragte ich.

»Ich will Obst. Aus *diesem* Laden!«, brüllte sie.

Ich sah rot. Ich packte sie fest am Arm, bückte mich, sah ihr direkt ins Gesicht und zischte.

»Jetzt ist es aber genug! Schluss jetzt mit dem Unfug! Du kommst jetzt mit! Hörst du?«

Tränen liefen ihr über die Wangen.

»Hörst du?«

»Ich will *nicht!*«, schrie sie. »Du bist dumm! Du bist ein Scheißpapa!«

»Was sagst du da?«, fauchte ich und versuchte, meine Stimme im Zaum zu halten, um den Gaffern nicht neue Nahrung zu liefern.

»Du bist ein Scheißpapa!«, wiederholte sie.

Vanja lächelte.

»Da gibt es überhaupt nichts zu grinsen!«, sagte ich zu ihr. Sie wurde wieder ernst, doch dann lächelte ich aus irgendeinem ungreiflichen Grund auch, und Vanja fing an zu lachen.

»Ihr lacht über mich!«, schrie Heidi und lief wieder davon. Diesmal erwischte ich sie nach ein paar Metern, packte sie, warf sie mir über die Schulter, ging zurück und hielt sie in Augenhöhe vor mich.

»Willst du allein gehen?«

Sie schüttelte den Kopf.

»Lass mich runter!«, tobte sie.

»Soll ich John fragen, ob er laufen will? Dann kannst du im Wagen sitzen?«

Sie nickte.

John, der begriffen hatte, was sich hier abspielte, hielt sich mit beiden Händen fest.

Mir ging durch den Kopf, dass Heidi morgen vielleicht einen blauen Fleck am Arm haben würde. Dann dachte ich an eine Geschichte aus Norwegen, die ich gelesen hatte, eine Tagesmutter hatte einem Kind die Beine gebrochen, als sie es in den Kinderwagen geworfen hatte.

»Komm schon, John«, bat ich. »Ich kann dich tragen. Und Heidi kann im Wagen sitzen.«

»Mein Wagen«, sagte John.

»Ich kann ihn tragen«, schlug Vanja vor.

Darauf ließ er sich ein! Ich hob ihn Vanja auf den Rücken, er klammerte sich an ihr fest, während Heidi sich in den Kinderwagen setzte und der ganze Zirkusumzug sich wieder in Bewegung setzte. Vanja schaffte es bis zum 7-Eleven, aber da John ohnehin nicht mehr im Wagen saß, hatte er auch nichts dagegen, auf meinem Arm zu sitzen.

Heidi war eingeschlafen, noch bevor wir den Supermarkt erreichten. Das also war der Grund gewesen, sie war ganz einfach übermüdet. Ich kaufte Wurst, eine Tüte mit Pulver für Bœuf Stroganoff, ein Päckchen Reis, Milch, Sauermilch und eine große Pepsi Max. Ich war wütend auf mich, weil ich meine eigene Frustration an den Kindern ausgelassen hatte. Aber das hinderte mich nicht, streng mit Vanja zu sein, als wir durch den Supermarkt gingen. Nein, sagte ich, nicht das. Komm jetzt her. Komm her, sage ich! Nein, nein, nein! Ich hatte das Gefühl, auf vielen verschiedenen Ebenen zu existieren, die plötzlich alle gleichzeitig aktiv waren. Eine davon war okkupiert von Gunnars Mail und einer geradezu wüsten Verzweiflung. Eine dachte daran, was es zum Abendessen geben sollte, und steuerte den Einkaufswagen dementsprechend durch den Supermarkt. Eine schämte sich für die Art und Weise, wie ich Heidi gerade behandelt hatte. Eine war irritiert über Vanjas Benehmen. Eine schämte sich für die Art und Weise, wie sie gehorchte, denn das bedeutete ja, dass sie eingeschüchtert war. Und eine freute sich darüber, dass sie tat, was ihr gesagt wurde.

Der Arm, auf dem ich John trug, schmerzte vor Anstrengung, als wir zur Kasse kamen. Ich setzte John ab, um den Einkauf aufs Band zu legen, er lief auf die andere Seite der Kasse und versuchte hinaufzuklettern, er hockte gern dort und sah zu, wie die Waren heranglitten. Ich hob ihn hinauf, legte die letzten Einkäufe aufs Band, steckte die Scheckkarte in den Apparat, tippte die Geheimzahl ein, bestätigte, als es summt, zog die Karte heraus und steckte sie wieder in die Tasche.

Ich packte die Lebensmittel in eine Tüte, nahm John wieder auf den Arm und ging los.

»Mit wem hast du heute im Kindergarten gespielt?«, erkundigte ich mich und sah Vanja an, eigentlich nur, um herauszufinden, ob mein strenger Ton sie verletzt hatte. »Benjamin oder Katinka? Oder Lovisa?«

»Nicht mit Lovisa«, antwortete sie. »Katinka. Und ein bisschen mit Benjamin.«

Vor dem Supermarkt saß einer der aufdringlicheren Bettler. Er hockte auf den Knien, die Hände vor sich gefaltet, und schaukelte

hin und her, wobei er die Passanten mit glühenden Blicken ansah. Vor ihm lag eine Mütze mit ein paar Münzen darin.

»Wieso sitzt er so da?«, wollte Vanja wissen.

»Er bettelt«, erklärte ich. »Er will Geld.«

»Wieso hat er kein Geld?«

»Das weiß ich nicht«, erwiderte ich. »Wahrscheinlich arbeitet er nicht. Deshalb bettelt er, um Geld zum Essen zu bekommen.«

»Und warum hast du ihm nichts gegeben?«

»Weil er nichts tut. Wenn er zum Beispiel ein Instrument spielen würde, hätte ich ihm was gegeben. Normalerweise mache ich das. Es kommt vor, dass ich Bettlern auch so etwas gebe. Hin und wieder tun sie mir leid. Aber normalerweise gebe ich ihnen nichts.«

»Und warum hat er nichts bekommen?«

»Du kannst einem ein Loch in den Bauch fragen«, sagte ich lächelnd.

Sie lächelte zurück.

»Wahrscheinlich kommt er aus Ost-Europa. Dort gibt es ein paar Länder weit weg. Sie kommen hierher und betteln. Es ist eine Art Bande.«

»Eine Diebesbande? Sind es *Diebe*?«

»Nein, nicht ganz. Aber sie machen es zu einer regelrechten Arbeit. Aber damit verschwindet ja die eigentliche Idee des Bettelns. Es ist ja gerade keine Arbeit.«

Ich lachte über meine Schlussfolgerung, und Vanja sah mich lächelnd an. Ich ging schneller, um die grüne Ampel noch zu erreichen. Auf der anderen Seite der Kreuzung saß der alte Saxophonist und spielte seinen Melodiefetzen. Jetzt war ich gezwungen, ihm etwas zu geben. Ich steckte die Hand in die Tasche und holte heraus, was dort lag, schaute auf die Münzen in meiner Handfläche und hielt Vanja einen Fünfer hin.

»Gibst du es ihm?«, fragte ich.

Sie sah mich erschrocken an. Dann nickte sie ernst und ging mit langsamen, beinahe schleichenden Schritten auf ihn zu und warf den Fünfer in den offenen Instrumentenkasten. Der Saxophonist verbeugte sich vor ihr, und sie lief hastig die wenigen Schritte zurück.

Wir brauchten noch etwas Obst. Beim Obststand nahmen sie keine Karten, also setzte ich John ab, stellte mich in die Schlange vor dem Geldautomaten und ließ meinen Blick über die Gesichter der Menschen schweifen, die anstanden oder an dem langen, halbrunden Gebäude am Ende des Platzes vorbeigingen, wo wir in der obersten Etage wohnten. Ich hielt Ausschau nach Gunnar. Ich wusste, dass die Möglichkeit seines Erscheinens minimal war, aber diese Geschichte hatte so gut wie nichts Rationales, es gab fast nur Gefühle, und deren Tiefe war unerklärlich.

Eine Frau mit kurzen, spröden, sandfarbenen Haaren und einem beinahe kegelförmigen Körper zog die Quittung heraus und steckte ihre Kreditkarte in die Brieftasche, wobei sie mir einen raschen, skeptischen Blick zuwarf. Ich steckte meine Karte in den Geldautomaten und gab die Geheimzahl ein, zog dreihundert Kronen und sah mich nach John um, während ich darauf wartete, dass der Apparat die Transaktion beendete. John war bereits auf dem Weg zum Obststand, er drückte sich an der Hauswand entlang, klein wie ein Knirps.

»Nimmst du das Geld, Vanja?«, fragte ich.

»Ist das für mich?«

»Nein, aber du kannst das Obst damit bezahlen.«

»Das will ich nicht.«

»Okay«, meinte ich. »Gib her, dann mach ich es. Pass inzwischen auf John auf. Glaubst du, er hat vergessen, dass es uns gibt?«

Sie lachte, denn er war jetzt bereits am Schuhgeschäft. Ich schob den Kinderwagen zum Obststand, lief los und holte ihn, nahm ein Bund Bananen, füllte eine Tüte mit Äpfeln und Apfelsinen, eine andere mit grünen Trauben und gab alles dem Verkäufer, der, wie ich glaubte, aus der Türkei, möglicherweise aber auch aus Mazedonien oder Albanien kam; er wog es ab und packte alles in eine größere weiße Tüte, ich bezahlte, und er zog acht Kronen Rabatt ab, als er mir das Wechselgeld herausgab, ich dankte und ging über den Platz, Heidi schlief noch immer im Kinderwagen, dann gab ich Vanja die Schlüsselkarte, sie hielt sie vor das Schloss und drückte die Tür auf. Ich schob den Kinderwagen hinein und drehte ihn, um ihn die Treppenstufen hinaufzuziehen. Heidis Kopf flog von einer

Seite zur anderen, aber sie wachte nicht auf. John stand bereits vor dem Aufzug und versuchte, den Knopf zu erreichen.

»Du bist zu klein«, sagte ich. »Versuch's nächstes Jahr noch einmal.«

»Heb mich hoch!«, forderte er.

Ich tat es und behielt ihn auf dem Arm, damit er zusehen konnte, wie der Aufzug vor das kleine längliche Fenster in der Tür glitt.

Oben schob ich den Kinderwagen in den Flur, denn wenn ich Heidi jetzt weckte, würde sie mindestens eine Stunde lang weinen und jammern, und das hätte ich nicht ertragen. Es bedeutete allerdings, dass sie am Abend nicht einschlafen würde.

Ich legte den Kindern einen Film ein, um in Ruhe das Abendessen vorzubereiten. Jeder bekam einen Apfel, als ich den Einkauf auf den Tisch legte und verteilte, das Obst in die Obstschale im Schrank, die Milch in den Kühlschrank, das Gemüse auf die Spüle, die Wurst aufs Schneidebrett. Ich hatte eigentlich Reis machen wollen, disponierte aber um, es waren noch ein paar Makkaroni übrig, die ich stattdessen zubereiten wollte. Ich holte das Telefon aus dem Flur und rief Geir Angell an, maß Wasser und Milch ab, schüttete beides in einen Topf, streute das Pulver ein und fing an zu rühren, als er abnahm.

»Was ist los?«, erkundigte ich mich. »Du nimmst doch sonst immer sofort ab?«

»Ich habe ein Bad genommen, und dann ist das Buch nass geworden, und ich musste es föhnen.«

»Föhnen?«

»Ja.«

Ich schnitt in die dunkelrote, stramme Plastikverpackung der Wurst, riss sie ab und fing an, die Wurst in kleine Stücke zu schneiden.

»Wie geht's dir?«, wollte Geir wissen. »Noch immer so mies?«

»Ja, schon.«

Ich füllte einen Topf mit Wasser und stellte ihn auf den Herd.

»Er hat Macht über mich. Dass er sich gegen mich wendet, ist das Schlimmste, was passieren konnte. Das ist die eine Sache. Ich habe wirklich Angst. Vor ihm. Und dann ist da noch die Sache an sich. Ich habe ihn gekränkt. Er hat nichts getan, er hat nicht darum

gebeten. Und wenn ich das Buch veröffentliche, kann er sich auch nicht dagegen wehren. Es ist seine Mutter, nicht wahr. Und es sind reale Menschen.«

»Hast du je daran gezweifelt?«, fragte Geir.

»Nein, aber du weißt, wie es ist, wenn man schreibt.«

»Ich weiß auf jeden Fall, wie es ist, wenn über einen geschrieben wird.«

»Du hast mich zwei Tage nicht angerufen. Du warst stocksauer.«

»Zuerst. Aber dann habe ich darüber nachgedacht. Ich fand, Ernst Billgren hat es vollkommen richtig gesehen, als er um einen Kommentar gebeten wurde, weil er in *Die höchste Kaste* auftaucht. Er meinte, es sei klar, dass es in dem Buch eine Figur gibt, die seinen Namen trägt. In meinem Fall sehe ich das ein bisschen anders, denn was du geschrieben hast, ist mir einfach zu ähnlich, aber der Punkt ist, dass er auf einen Ausweg hinweist, den alle Romanfiguren in sich tragen: Nun ja, es gibt in diesem Buch eine Romanfigur mit meinem Namen.«

»Aber du bist ein literarischer Mensch. Bei Gunnar habe ich nie irgendwelche Bücher gesehen. Ich glaube nicht, dass er liest. Da sieht das ganz anders aus.«

»Du redest über ihn, als wäre er vollkommen wehrlos! Um Himmels willen, Mann, hast du nicht die Mail gelesen, die er geschrieben hat? Er stellt dich als vollkommen geistesgestört dar! Und schickt die Mail an den Verlag! Er will dich vernichten, Karl Ove. Er ist nicht wehrlos. Du kannst nicht einfach nur dasitzen und abwarten. Ich wette, dass du darüber nachgedacht hast, ob du die Bücher überhaupt erscheinen lassen sollst?«

»Na klar.«

»In diesem Fall würdest du einen Buchhalter aus Kristiansand bestimmen lassen, wie die norwegische Literatur auszusehen hat. Das kannst du nicht machen, das verstehst du hoffentlich?«

»Ich werde sie erscheinen lassen.«

Ich ging zum Schrank und nahm die Packung mit den Makkaroni heraus, schüttete eine passende Menge ins kochende Wasser, rührte mit einer Gabel ein bisschen um und reduzierte die Temperatur.

»Die Frage ist, mit welchem Recht? Dem Recht der Literatur?

Ja, aber dann sage ich, dass die Literatur wichtiger ist als das Leben eines Einzelnen. Und nicht nur das, ich sage, dass *meine* Literatur wichtiger ist als sein Leben.«

»Aber es geht nicht um sein Leben! Es geht um das Leben deines Vaters. Er ist der Bruder, du bist der Sohn. Der Sohn steht dem Vater näher.«

Ich legte das Schneidebrett auf den Topf und schob die Würststückchen hinein, nahm vier Teller aus dem Schrank, stellte sie auf den Tisch, zog die Schublade auf und holte Messer und Gabeln heraus.

»Außerdem gibt es noch die Justiz«, gab ich zu bedenken.

»Die Justiz kann nicht über die Literatur richten.«

»Klar kann sie das.«

»Klar tut sie das, ist sicher richtiger ausgedrückt. Agnar Mykle wurde verurteilt, aber sein Buch wird noch immer gelesen.«

»Es ist ein großer Unterschied, die Sexualmoral einer Epoche zu verletzen oder einen einzelnen Menschen zu kränken. Außerdem gibt's noch einen anderen Aspekt bei der Mykle-Sache. Vermutlich hat ihn das gebrochen. Er schrieb über Menschen, die sich in seinem Text wiedererkannten. Und er schrieb wahrlich nichts Belangloses über sie. All die Frauen, mit denen er geschlafen hatte, erkannten sich in den Beschreibungen wieder. Das war der eigentliche Skandal. Soweit ich mich entsinne, hat Tarjei Vesaas es kommentiert, nachdem er es kapiert hatte. ›Das war nicht gut‹ oder so, hat er gesagt.«

»Ha, ha, ha.«

»Ja, du lachst. Aber Vesaas war ein anständiger Mensch. Vielleicht der anständigste Norweger überhaupt. Wenn er sagt, dass etwas nicht gut ist, ja, verdammt, dann ist es nicht gut.«

»Hast du nicht erzählt, dass man nach seinem Tod einen Umschlag mit Zeitungsausschnitten über Marilyn Monroe unter seinen Sachen gefunden hat?«

»Ja. Sogar, was die Sünde betraf, war er anständig.«

»Kann man wohl sagen.«

Ich nahm vier Gläser aus dem Schrank, drehte die beiden Herdplatten ab, füllte eine Karaffe mit Wasser.

»Ich muss jetzt auflegen«, sagte ich. »Wir essen gleich.«

